

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Ein seidenes Kleid. Novelle von John Paulsen. — Fragmente aus der Kinderwelt. Von C. von Schwarzkoppen. (Schluß). — Die Kalmücken im Zoologischen Garten zu Berlin (mit Abbildungen). — Hygienische Wanderungen. Von Wilhelmine Buchholz. III (mit Abbildungen). — Mosaik. — Die Mode. — Kleine Präludien. — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 21. — Rebus. — Räthsel. — Schach. — Auflösungen der Quadrat-Aufgabe, des Logogriffs und des Räthsel-Distichons Seite 256. — Zur gefälligen Beachtung. — Zur Herbst-Zeit.

Ein seidenes Kleid.

Novelle von John Paulsen.

Es war spät Nachts, über Mitternacht hinaus, und ein unbehagliches Winterwetter. Dunkel und Einsamkeit lag über der Hauptstraße der Stadt; nur im Hause des Advokaten Blome schimmerte noch Licht und zuweilen erschien eine weibliche Gestalt am Fenster, um in die Nacht hinauszuspähen. „Die gnädige Frau bleibt heute wieder recht lange aus,“

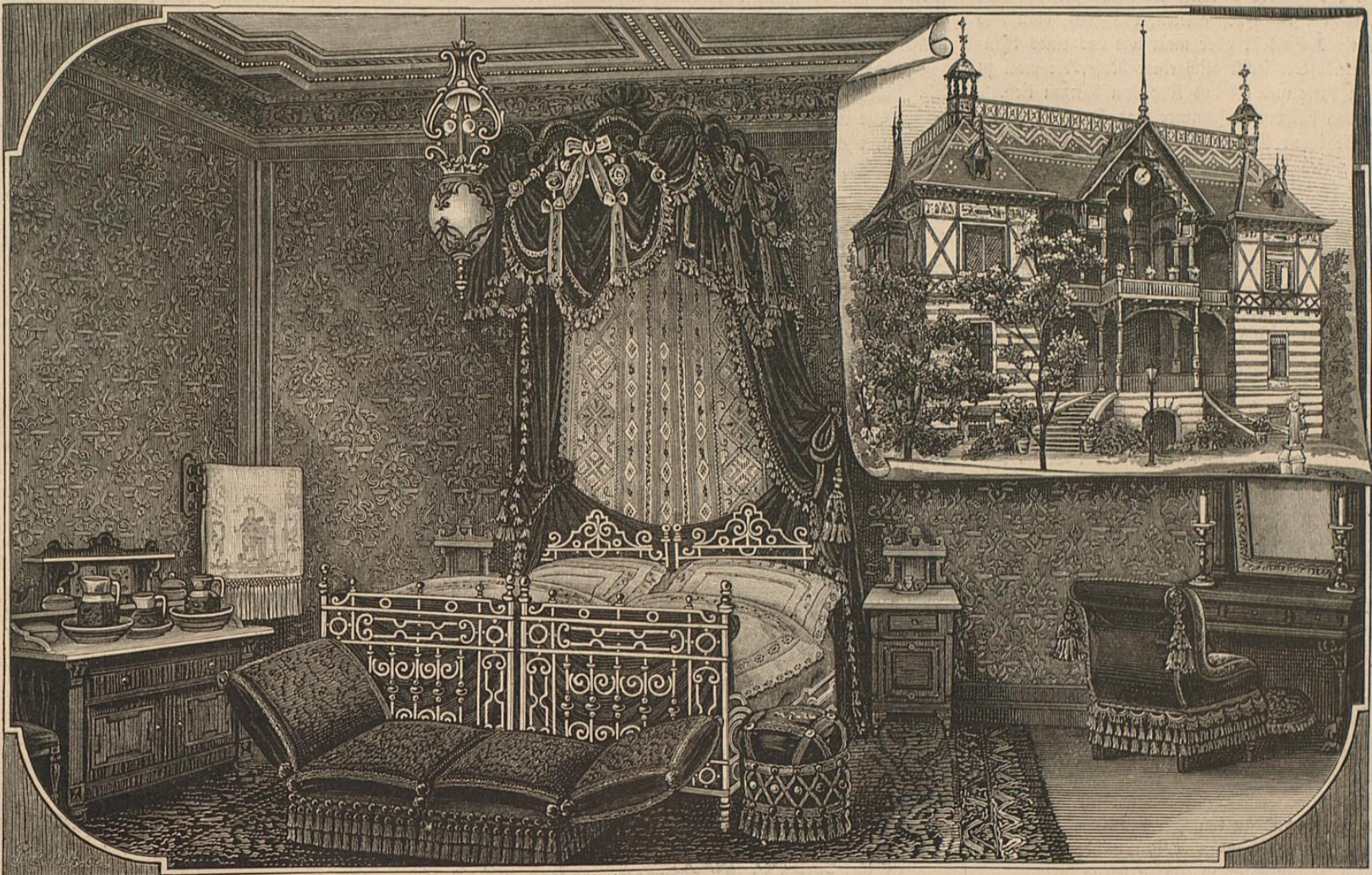
„Sie kommt nicht!“ seufzte Frau Sören halblaut und wickelte ihre Arme fester in das große Tuch, das ihren Oberkörper einhüllte, „auch der Herr scheint schon ungeduldig zu werden.“

„Das ist kein Wunder!“ bemerkte Karin. „Ein schlechtes Vergnügen, so Abend für Abend auf die eigene junge Frau warten zu müssen. Kein anderer Mann thäte das! Es ist unbegreiflich!“

„Was ist Ihr unbegreiflich, Jungfer Karin?“ fragte Frau Sören etwas scharf, „darf man wissen?“

lichen, aber leider unabwendbaren Uebelstand und vergaß sogar darüber, die redselige Karin in ihre Schranken zurückzuweisen.

Hierdurch ermutigt fuhr diese in gedämpft-klatzhaftem Ton, die Augenbrauen bedenklich emporgezogen, also fort: „Besonders die Frau! Ganz wie verwandelt. Grämt sich ab, daß sie ganz mager wird. Die Nähmamsell hat neulich drei Kleider fingerbreit einlegen müssen! Ja, und neulich Nachts hat die Bertha, als sie wegen Zahnschmerzen nicht schlafen konnte, ganz deutlich gehört, daß die gnädige Frau in ihrem Bette geschluchzt hat wie ein Kind.“



Aus der Berliner Hygiene-Ausstellung: Schlafzimmer-Einrichtung von Schleginger und Champion & Fürstenau (Modellhaus).

bemerkte die Haushälterin, eine stattliche Matrone in schwarzer Blondenhaube, „länger, als sonst ihre Sitte war!“

„Es ist schrecklich spät,“ erwiderte das junge Dienstmädchen und schauerte schläfrig in sich zusammen; „von Nachtruhe nicht viel mehr übrig!“

„Nun was das anbelangt, Karin,“ bemerkte Frau Sören, „so sorgst Du schon, daß Du nicht allzu kurz kommst! — Aber schüre doch das Feuer im Kamin; wozu bist Du sonst mit ins Zimmer gekommen. Du siehst, die Kohlen sind schon im Verglühen.“

Und während das schläfrige Dienstmädchen gehorchte, trat Frau Sören abermals ans Fenster, hauchte gegen die Scheiben und spähte hinaus. Aber es war nichts zu sehen, nichts zu hören; nur aus einem Nebenzimmer klangen durch die Stille schwere, langsame Schritte, wie von einem Auf- und Abwandelnden, gedämpft daher.

„Ja, ich meine nur,“ bemerkte das junge Dienstmädchen etwas verschüchtert, und doch außer Stande, ihrem Mittheilungstrieb länger zu gebieten, „ich meine, es ist doch seltsam, daß der Herr die Frau nicht begleitet, wenn sie so in späte Gesellschaften geht. Andre Männer —“

„Was geht uns das an! Jedes Haus hat seine eigenen Sitten und kein ordentlicher Diensthote hat deswegen ein Recht, seine Glossen darüber zu machen. Sie ist sehr vorwitzig, Jungfer Karin!“

„Aber früher war es doch anders,“ wagte sich die Getadelte vorsichtig heraus; „das müssen Sie selbst zugeben, Frau Sören! die Lebensweise im Hause hat sich geändert, ohne daß man recht weiß warum, und die beiden Herrschaften sind auch ganz verändert mit einander, ja sehr verändert!“

Die gutherzige Matrone mußte dieselbe Beobachtung bereits gemacht haben, denn sie seufzte, wie über einen Schmerz-

„Geschluchzt? Nachts im Bette?“ wiederholte Frau Sören aufgeregt und starrte vor sich hin. „Das arme junge Frauenchen! Und so jung noch —“

„Ja darüber wundern sich die Leute auch,“ fuhr Karin, nun mit völlig entfesselter Zunge, hastig flüsternd fort, „und meinen, mit dem erst so großen Glück sei es zwischen den Eheleuten gründlich vorbei, und wer die Schuld daran trage —“

Für diesmal kann sie nicht weiter, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür zum Nebenzimmer, und der Hausherr, ein stattlicher, ernstblickender Mann in den Dreißigern, erschien auf der Schwelle. „Ist meine Frau gekommen?“ fragte er im milden Tones.

„Noch nicht, gnädiger Herr!“ entgegnete die Wirthschafterin knirend; — „aber,“ versetzte sie aufhorchend und den Kopf in der schwarzen Blondenhaube etwas zur Seite

neigend, „mir ist, als käme gerade jetzt ein Wagen die Straße herunter.“

Der Hausherr nickte und kehrte ohne weitere Bemerkung in sein Arbeitszimmer zurück, während die beiden Dienerinnen hinaus eilten, um die Frau, deren Ankunft sie vermutheten, an der Hausthür zu empfangen.

Die Unruhe, welche unten im Hause entstand, mochte sich dem Hausherrn mitgetheilt haben, denn abermals erschien er im Wohnzimmer, schürte mit eigener Hand die Kohlen im Kamin und versank dann, gegenüber einem Bilde, das auf dem Kaminsims stand und ein liebliches Frauenantlitz aufwies, in gedankvolles Anstarren. Ernste Wehmuth zog tiefe Linien um Auge und Mund und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. „Wenn sie heute käme, wie sie müßte,“ flüsterte er mit zuckender Lippe, „wenn sie heute — endlich käme . . .“

Im Vorfaal draußen klang eine weiche Frauenstimme: „Nein nein, ich brauche nichts weiter, liebe Sören — besten Dank! Gehen Sie zu Bett, es ist leider schon fast allzu spät geworden! — Also der Kleine war den ganzen Abend ruhig? — Schön, schön! Gute Nacht denn! Bitte, schicken Sie auch die Karzin in ihre Kammer, sie fällt beinahe schon über ihre eignen Füße.“

Der erste Mann im Zimmer hatte kein Wort von dem verloren, was seine junge Frau draußen sprach; nun näherte sich ihr leichter Schritt der Thür; ein Rauschen, wie von einer seidnen Schleppe tönte an sein Ohr — eine leichte Bläse überflieg sein festes männliches Antlitz. Er schien zwischen Bleiben und Gehen zu schwanken, aber bevor er seinen Entschluß gefaßt, stand sie in der Thür. Sie warf den weißen Burnus, der sie umhüllte, auf das Kanapee an der Thür und man erblickte nun eine neunzehnjährige schöne Blondine, um welche die blagrothe mit weißen Spitzen besetzte Seide wie in rauschenden Wogen herabfiel. Das Haar, welches mit Rosenknochen geschmückt war und in Locken über die bloßen Schultern herabfiel, hatte jene eigenthümliche perlgraue Farbe, die demselben ein Aussehen verlieh, als sei es gepudert. Einen eigenartigen Contrast gegen die Helle des Haares bildeten die schwarzen schmalen Augenbrauen, die ein Auge beschatteten, das groß, blau und mild, wie das eines Kindes, aber matt wie das eines kranken Kindes blühte. Sie selbst glich einer Rose, die man zu pflegen vergessen hatte und die das Köpfchen hängen ließ.

Als sie in das halbdunkle Zimmer trat, bemerkte sie im ersten Augenblicke ihren Mann, der etwas abseits geirret war, nicht. Sie rieb ihre kleinen Hände vor dem Kaminfeuer und seufzte schweigend, indem sie das Auge mit einem spähenden, sehnsuchtsvollen Ausdruck umherirrten ließ. Als sie dann ihren Mann plötzlich wahrte, bekam ihr blaßes, ermüdetes Gesicht einen feurigen Glanz; sie trat ein paar Schritte hin zu ihm und rief froh überrascht: „Nein wirklich, hast Du auch heute auf mich gewartet? so spät?“

Sie war nahe daran, sich an seine Brust zu werfen, aber seine kalte Miene gewährend, hielt sie zögernd inne, verlegen und betrübt. Die Selbstbeherrschung der Weltkammer hatte sie noch nicht sich angeeignet, nur deren glänzende Kleider.

„Ich habe studirt,“ sprach er fast abweisend und blätterte dabei gleichgiltig in einem Buche, das auf dem Tische lag, „Hast Du Dich amüßirt?“

Sie sank wieder in die alte Ermattung, die Rose bekam keinen Thau.

„Mich amüßirt? O ja,“ antwortete sie leise und interesselose, „es wurde sehr viel muscirt.“

Es trat eine peinliche Pause ein. Nervös spielten ihre Finger indeffen mit den Blumen an ihrer Brust. Er trommelte mit den Fingerspitzen mechanisch auf dem Tische; schließlich ließ sie sich auf das Sopha nieder und lehnte das schöne kindliche Haupt auf das Sophakissen; sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Du siehst ermüdet aus,“ sagte er endlich und ein schwacher Klang von Zärtlichkeit zitterte in seiner Stimme. Sie strich eine widerspenstige Locke von der Stirn zurück und ihr Gesicht wandte sich fragend an ihn.

„Ja, ich bin müde,“ klagte sie. „Sehr müde,“ fügte sie leise hinzu, indem sie den Blick zu Boden schlug.

Er antwortete nichts. Endlich erhob sie sich still und öffnete vorsichtig die Thür zu ihrem Schlafkabinett.

„Geht Du schon?“ fragte er schwankenden Tones.

„Ich will nur sehen, ob der Knabe schläft.“ Sie trat in das Kabinet ein, ließ aber die Thür hinter sich offen.

„Ach! wie reizend ist er,“ rief sie, den schönen Kopf halb rückwärts gewendet, in aufflammendem Mutterstolz aus. „Wer sollte glauben, daß er erst ein Jahr alt ist? Und wie süß er lächelt! Er träumt vielleicht von mir!“

Das Kind hatte im Schlaf die Bettdecke bei Seite gestoßen und seine runden, rosenrothen Beinchen entblößt. Die junge Mutter beugte sich entzückt hinab und küßte sie leidenschaftlich.

Der Vater hatte sich auf den Zehen genähert; sie fühlte, daß er hinter ihr stand, sein warmer Athem berührte ihren Hals, aber sie wandte sich nicht um, sie that, als bemerkte sie ihn nicht.

„Fürchtest Du nicht, ihn zu wecken?“ warnte er mit gedämpfter Stimme.

„O nein,“ flüsterte sie, „er schläft so gesund! Und sieh nur, wie treu er den Zinnsoldaten in der Hand hält! Er liebt die Soldaten. Ich glaube sicher, er wird einst selbst Soldat werden.“

Sie beugte sich zärtlich hinab über die Stirn des Kindes, während der Mann schweigend aber voll tiefer Zärtlichkeit dieses Familienbild betrachtete.

„Aber willst Du ihn nicht küssen?“ fragte sie endlich erregt. „Er ist Dir so ähnlich — sieh nur, besonders der Mund,“ und ihr Blick schweifte vergleichend von dem bärtigen Munde des Vaters zu dem kleinen Rosenknochenmunde des Kindes hinüber.

„Ich besorge,“ antwortete er mit zurückgehaltenem Lächeln, „mein Bart würde ihn stechen.“

„Du bist viel besorgter um ihn, als ich,“ lachte sie, indem sie das Kind zum dritten Male küßte; dann breitete sie die Bettdecke sorgfältig über der Kleinen aus und beide kehrten in das Wohnzimmer zurück.

Es trat wieder eine drückende Stille ein, das Kind hatte auf einige wenige Minuten sie zusammengesührt, jetzt waren sie abermals von einander getrennt.

„Hast Du heute Abend viel studirt?“ fragte sie, in dem Gefühl, daß sie doch etwas sagen müsse.

„Ja.“

„D, die leidigen Bücher, wie hasse ich sie!“

„Weshalb?“

„Weil . . . weil sie Dich mir ganz entfremden!“

Sie ließ den Kopf sinken. Er lächelte mit einem jenem unbestimmten Lächeln, das Alles und doch nichts besagt.

„Aber willst Du jetzt nicht zur Ruhe gehen? Es kann durchaus nicht gut für Dich sein, jede Nacht so lange aufzubleiben.“

„Ganz recht,“ antwortete sie gedankenvoll; aber sie ging nicht, sondern blieb träumend stehen, als ob sie Kräfte sammelte für etwas, wozu ihr der Seelenmuth fehlte. Schließlich riß sie sich mit Gewalt los und ging der Thür des Schlafkabinetts mit bestimmten Schritten zu, blieb jedoch auf der Schwelle stehen und wandte sich noch einmal mit heimlich prüfendem Blick ihrer schönen blauen Augen ihm zu.

„Sagtest Du etwas?“ fragte sie gedämpften Tones.

„Nichts,“ flüsterte er, einen Augenblick mit sich kämpfend.

„Gute Nacht denn!“ sagte sie mit einem unterdrückten Seufzer, ohne empor zu sehen. Sie hatte bereits die Hand auf das Schloß gelegt, aber plötzlich ließ sie es wieder los, eilte zu ihm, lehnte sich an seine Brust und rief, mit ungekünstelter Liebe sein edles, blaßes Gesicht betrachtend: „Nein, so kann ich nicht von Dir gehen!“ Sie erhob sich auf den Zehen und bot ihm die roßigen Lippen dar.

Er legte ruhig seine Hände um ihren Kopf und drückte einen leichten Kuß nicht auf den Mund, sondern auf die rein blau geaderte Stirn, dann ließ er sie schnell wieder los und bot nun auch ihr eine gute Nacht.

Sie zauderte noch immer.

„Nein, so war es nicht recht!“ sagte sie verschämt in vorwurfsvollem Tone, süß murrend wie ein Kind. „Früher küßtest Du mich ganz anders.“

„Wie denn?“

Sie schlug statt jeder Antwort die Arme um seinen Hals und barg ihren Kopf an seiner Brust.

„D, Du bist doch ein rechtes Kind,“ antwortete er mit schlecht verhehlter Zärtlichkeit, schon halb besiegt. „Wann wirst Du vernünftig werden?“

„Wenn Du ein großes Kind wirst,“ antwortete sie leise. Purpurroth, wie eine Confirmandin, eilte sie fort und ließ den jungen Ehemann ganz verwirrt zurück.

Mit stürmischen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, seine erkünstelte Ruhe war verschwunden. Es war ihm so heiß, seine Schläfe klopften, er fühlte die Luft im Zimmer beengend. Hastig riß er das Fenster auf, holte tief Athem und schloß es wieder, dann ergriff er die Wasserflasche auf dem Tische, goß ein Glas voll und leerte es in einem Zuge.

„D, wie reizend sie ist,“ flüsterte er und versank in ein seltsames Selbstvergessen. „Aber nein! Es darf nicht sein!“ rief er dann in bestimmterem Tone aus, indem er wieder im Zimmer auf- und abschritt. „Ich merke ihre Absicht, daß ich den ersten Schritt thun soll; aber es darf nicht sein! — Sie muß ihn thun, das ist ihre Pflicht, und diese Pflicht soll sie erfüllen!“

Er löschte die Lampe aus und ging in sein Arbeitszimmer zurück.

Eine halbe Stunde später wurde die Thür zur Wohnstube geöffnet. Die junge Frau, in ein zierliches weißes Nachtgewand gekleidet, trat vorsichtig mit einer Nachtlampe in der Hand ein. Die Rosenknochen hingen noch verstreut in ihrem schönen Haar. Sie setzte die Lampe auf ein Marmorconsol, glitt darauf leicht nach dem Arbeitszimmer ihres Mannes hinüber und legte zurückgehaltenen Athems das Ohr an die Thür. Sie hörte, wie seine Feder wieder über das Papier dahin rauschte, wie seine Finger die Blätter eines

Buches umschlugen, und hin und wieder traf ein Seufzer, der ihr Gewissen erbeben machte, ihr Ohr.

„D, Du Getreuer!“ flüsterte sie, indem sie im Geiste vor ihm kniete, „wie viel edler und besser bist Du, als ich! So muß die Lust sich täglich mehr zwischen uns erweitern?“

Sie wandte unschlüssig den Blick gegen das Kabinet, wo das Kind ruhte.

„Wenn ich den Kleinen auf den Arm nehmen und zu ihm eintreten würde, dann brauchte ich nicht zu sprechen. Er kann dem Anblick des Kindes nicht widerstehen, wenn es ihm die kleinen runden Arme entgegenstreckt. . . . Aber nein! nein! das würde feige sein und nur für den Augenblick helfen. Ich weiß ja — ach! ich weiß ja, wo die Wurzel unseres Unglücks steckt! Weiß ja, daß ich, ich kommen und stehend die Arme ihm entgegenstrecken muß, ihm, dessen Stolz ich so bitter getränkt habe. Ich muß mein Unrecht bekennen und sagen, wie sehr ich bereue! Wenn ich es nur vermöchte! Ach! es wird mir so schwer — zu schwer fast!“

In diesem Augenblick rückte Drinnen der Stuhl des Mannes. Sie trat hastig von der Thür zurück und sank in das Sopha, flimmernden Auges, klopfenden Herzens. Jetzt trat er ins Zimmer und ging nach einem Regale, aus welchem er nach einigem Suchen ein Buch nahm.

„Bist Du noch hier?“ fragte er plötzlich sehr überrascht, als er sie wahrte. Sie sah ihn ebenso überrascht an. Es war ein Glanz über seine mächtige Stirn ausgebreitet, den sie seit lange nicht gesehen hatte. War es die Freude des Gelehrten, der ein schwieriges Problem gelöst hatte — oder sollte wirklich . . .

„Ich vermöchte nicht zu schlafen,“ sagte sie unschuldig und strich aufs Neue einige Locken hinter das Ohr zurück.

„So? Ich glaubte,“ antwortete er fast heiter, „daß Du sofort einschläfst, sowie Du nur den Kopf auf das Kissen legst.“

Der junge Ehemann hatte in der That Ursache, dies zu glauben. Wie oft hatte er sich, mit der Lampe in der Hand, in der Stille der Nacht aus seinem Studierzimmer ermüdet zu ihr geschlichen, um neue Kraft zu seinem Werk aus dem Anblick der theuren Kleinodien seines Herzens, der jungen schlummernden Gattin, des lieblichen Kindes einzuzaugen; aber er hatte sich nie tief genug hinabgebeugt, die Thräne unter den dunkeln, bergehenden Augenwimpern zu entdecken; davon wußte er nichts!

„Nicht in der letzten Zeit,“ antwortete sie betrübt. „Als Kind, da schlief ich oft ein, bevor ich noch das Vaterunser zu Ende gebetet hatte.“

Sie erhob den Kopf, der Busen bebte, es war, als ob sie all ihre Energie sammelte. Innig bittend, fast mit einem Aufschrei, rief sie plötzlich: „Harald!“

„Was willst Du?“ Er drehte sein Gesicht ein wenig ins Dunkle hinein, daß sie dessen Ausdruck nicht aufzufangen vermochte.

„Harald,“ wiederholte sie in demselben innigen, eindringlichen Tone, worin gleichzeitig ein schwacher Vorwurf lag, daß er sie nicht verstehen wolle.

Er stand schweigend da; sie erhob sich.

„D, sie kommt endlich!“ bebte es in ihm; doch zu sprechen vermochte er nicht.

„Geh!“ rief sie ungeduldig, dem Weinen nahe. „Geh! Du wolltest ja nur ein Buch holen, und das hast Du ja jetzt.“

„Das ist wahr!“ erwiderte er. Er nahm mit erzwungener Ruhe das Buch und entfernte sich. In der Thür wandte er sich jedoch um. Sein Ton war wieder gleichgiltig. „Du solltest jetzt wirklich zur Ruhe gehen, Swanbild, Du siehst sehr ermüdet aus.“

„Und Du willst, wie gewöhnlich, wachen?“ fragte sie fast athemlos. „Untragbar!“

„Man muß im Leben viel ertragen,“ antwortete er trüb und nickte langsam mit dem Kopfe, „und Vieles, das man nicht erwartet hat.“

Ihre Blicke begegneten sich.

„Du bist ehrgeizig, Du willst berühmt werden,“ warf sie mit matter Stimme ein.

„Berühmt?“ wiederholte er fast wehmüthig, achselzuckend.

„Und indeffen erstirbt unser junges Glück,“ flüsterte sie leise, wie gebrochen ihre Hände ringend.

Er antwortete mit strenger Würde: „Ich arbeite für meine Frau und für mein Kind!“

„Das ist wahr,“ flüsterte sie niedergeschlagen. „Das ist wahr — aber könntest Du nicht etwas weniger arbeiten?“ fragte sie besorgt, und die blauen Kinderaugen blickten ängstlich zu seiner hohen Gestalt empor.

Er sah wieder auf sie mit jenem erwähnten unbestimmten Lächeln. Würde die junge Gattin es haben übersehen können, würde es gelauret haben: „Und darum bittest Du? Du, die mit einem Worte alles dies ändern könntest!“

„Ich würde Dich so gern öfter sehen, Harald,“ sagte sie furchtsam. „Jetzt bist Du fast stets in Deinem Arbeitszimmer.“

„Und Du in Gesellschaft.“

„Du willst es ja selbst, daß ich dort hingehen soll, obgleich Du nicht Zeit hast, mich zu begleiten.“

„Freilich,“ lachte er bitter, „Du bist gewohnt an dieses flatterhafte, ich meine, dieses gesellschaftliche Leben von dem reichen, gastreichen Heim Deines Vaters her, und ich will nicht, daß Du auf irgend eine Weise diesen Comfort und diese Zerstreuung entbehren sollst. Du sagtest ja selbst einmal —“

„O, Harald, erinnere mich nicht an jene unglückselige Stunde,“ unterbrach sie ihn, während eine heiße Röthe über ihr Antlitz hinfluthete.

„Und doch habe ich in meinem stillen Sinn an jedem Tage ihrer gedenken müssen,“ erwiderte er mit tiefem Ernste.

„Und deshalb hast Du wie ein Slave gearbeitet?“ rief sie, als ob sie erst jetzt sein Opfer verstünde, indem Ueberaschung, Schmerz, Angst und Bewunderung in ihrem ausdrucksvollen Gesicht wechselten. „Du hast wie ein Slave gearbeitet, bloß damit ich —“

„Damit Du in — Seide gehen kannst,“ sagte er ruhig. Sie bedeckte das Gesicht mit ihren Händen.

Er fuhr fort, in einem Tone zu sprechen, als ob er das alltäglichste Thema berührte. „Du bist an Luxus jeder Art gewöhnt. Von den Kinderbällen an bist Du gewohnt gewesen, alle Anderen durch Deine elegante Toilette zu überstrahlen. Du bist Königin in Deinem Kreise gewesen, nicht allein durch Deine Reize, sondern auch dadurch, daß Du das kostbare Scepter der Mode schwangst. Daheim gingst Du ja stets in Seide gekleidet. Schade nur, daß die seidnen Kleider nicht auf den Bäumen wachsen,“ fügte er hinzu und die frühere Ruhe verließ ihn ein wenig. „Schade, daß sie Geld kosten.“

„Viel Geld?“ fragte sie mit kindlich bestürzter Miene. Er mußte wieder lächeln, aber dieses Mal war es ein melancholisches Lächeln.

„Das blaßrothe Kleid, das Du heute Abend trugst, kostete mich ebenso viel, wie ich außer den Extraarbeiten während eines ganzen Monats verdiene. Aber es kleidet Dich auch ausgezeichnet,“ fügte er trüb lächelnd hinzu.

„O, mein Gott, daran habe ich nie gedacht!“ rief sie ganz vernichtet, und ihr reuevoller Blick glitt in demselben Moment heimlich prüfend hinab über ihre kostbare, mit Spitzen besetzte weiße Nachtkleidung. „Das ahnte ich wirklich nicht. Daheim erhielt ich Alles, was ich mir wünschte, wenn ich nur eine Andeutung machte.“

„Daheim! Wieder dieses Wort!“ Er biß sich in die Lippen.

„Ich sandte stets die Rechnungen, ohne sie je anzusehen, ins Comptoir meines Vaters. Du machst aber einen gar zu tiefen Griff in meine Kasse,“ sagte er dann wol scherzend, indem er mir das Haar strich. Aber das war auch das Einzige, was er dazu bemerkte; er war so herzensgut.“

„Das glaube ich gern. Und ihm wird es sehr leicht, diese Art Güte auszuüben, da er ein großes Vermögen besitzt. — Doch, laß uns von etwas Anderem reden,“ sagte er mit erkünstelter Leichtigkeit, indem er ein Papier aus seiner Seitentasche hervornahm. „Hier ist ein Brief an Dich, der während Deiner Abwesenheit einlieft.“

Sie dankte, indem sie den Brief entgegennahm, machte aber gar keine Miene, denselben öffnen zu wollen.

„Willst Du den Brief nicht lesen?“

„Nein, ich will lieber mit Dir sprechen.“ Die blauen Augen erhoben sich unwiderstehlich bittend und liebevoll zu ihm empor. „Es ist so lange her, daß wir eine ungestörte Stunde beisammen waren.“

„Das ist wahr,“ seufzte er, „aber wessen ist die Schuld?“

Sie gab keine Antwort, sondern spielte unruhig mit ihrem Briefe. Er mißverstand diese Bewegung und sagte schnell: „Lies doch den Brief; ich sehe Deine Ungeduld. Ich gehe, um nicht zu geniren.“

„Nein, nein!“ rief sie mit ängstlichem Eifer und ausgestreckter Hand, um ihn zurückzuhalten. „Ich errathe, von wem er ist, und Du weißt ja, ich habe kein Geheimniß vor Dir. Er ist von der Cousine Marie, die kürzlich bei uns zu Besuch war. Sie versprach, mir zu schreiben, sobald sie nach Hause gekommen sei. Du wirst sehen, daß ich Recht habe.“

Sie erbrach den Brief mit einer Hand, die vor Eifer zitterte und begann zu lesen, aber schon nach den ersten Zeilen erblaßte sie.

„Nein, das ist nicht wahr!“ stöhnte sie. „Sie lügt! Sieh nur!“ Sie reichte ihm den Brief. Er las ihn, las auf ihre ängstliche Bitte laut, bis seine Stimme vor starker Gemüthsbe-
wegung undeutlich wurde.

Ausfrüchtig gesprochen, liebe Swanbild, gefiel es mir in Deinem eleganten Heim nicht ganz; deshalb war auch mein Besuch bei Dir so kurz. Ich hatte während der ganzen Zeit ein Gefühl von Unheimlichkeit, das ich nicht zu besiegen vermochte, denn ich sah, daß Du, vielleicht ohne es selbst zu wissen, Deinen braven Mann unglücklich machst —

„Unglücklich?“ jammerte sie und blickte ihn hilflos an. „Unglücklich?“

„Du hast,“ las er weiter, „als die Frau eines unbemittelten Gelehrten alle die Launen und Forderungen der reichen, verwöhnten Kaufmannstochter beibehalten, und um

diese zu befriedigen“ — er hielt ungewiß inne — „arbeitet er sich langsam zu Tode.“

Sie blickte ihn verzweifelt an, als ob der Tod ihn bereits gezeichnet habe, aber ihre Zunge war wie gelähmt.

„Du kennst nicht die Freude, mit der die frühere Modedame, als die liebende und geliebte Gattin des arbeitsamen Mannes, sich allen Plitters entkleidet. Du ahnst nichts von dem edlen Stolz, womit sie sogar eine dürftige Kleidung trägt, glücklich in derselben, weil seine fleißigen Hände ihr dieselbe verschafft haben. O, Du Arme! Weshalb willst Du Dein holdes Glück so unbesonnen auf dem Altar der Modedegottin opfern? Du mußt blind sein, daß Du die Wahrheit nicht erkennst, oder richtiger gesagt, Du bist ein unverständiges, gedankenloses Wesen, gewohnt, in Deinem Uebermuth auf Händen getragen zu werden. Dein Mann dagegen versagt sich selbst —“

Er hielt inne, aber sie bat ihn mit einem bittenden Blick, mit dem Lesen fortzufahren.

„Dein Mann dagegen versagt sich selbst das geringste Vergnügen, um alle Deine ungereimten Wünsche zu erfüllen. Sein Haar ist, offenbar von der geistigen Ueberanstrengung, bereits an den Schläfen ergraut. Sieh ihn an und —“

Sie hatte bisher gleich einer Bildsäule dagestanden, blaß und starr; nur der fliegende Athem, die laufende Angst im Auge hatte ihre Seelenmarter verrathen. Jetzt sprang sie auf ihn zu, zog ihn mit wunderbarer Stärke zum Lichte hin und strich das Haar aus seiner Stirn zurück. In ausbrechender Leidenschaft küßte sie wieder und wieder dies ergraute Lockenhaar, dann sank sie — o! so reuevoll — mit thränenvollen, demüthig auf ihn gerichteten Augen zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee und rief klagend: „O Harald, Harald! Was habe ich gethan? Vermagst Du, mir zu verzeihen?“

Er hob sie unaussprechlich mild empor und schloß die zarte, zitternde Gestalt in seine Arme.

So standen sie lange in glücklichem Schweigen da. Das enge Zimmer erweiterte sich zu einem Tempel, vor dessen unsichtbarem Altar sie ein altes, heiliges Versprechen erneuerten.

„Armes Kind! ich habe Dir nichts zu verzeihen,“ sagte er schließlich und küßte sie, nicht wie vorhin auf die Stirn, sondern auf den jugendlich frischen Mund.

„Doch! doch! aber ich bin blind gewesen! Marie hat Recht,“ sagte sie, indem sie ihn zu sich auf das Sopha zog. „Nein, laß mich aussprechen,“ bat sie, da er gelinde seine Hand über ihren selbstanklägerischen Mund legte. „Nichts darf nun länger zwischen uns sein. Du sagst, daß Du mir nichts zu vergeben habest, Du theurer Mann! O, glaubst Du nicht, daß ich, wie Du, mich jenes häßlichen Tages erinnere, wo ich Dich so tief tränkte, da ich Dich um ein neues seidenes Kleid zum Weihnachtsballe bei Lunds bat und Du freundlich antwortetest, daß Du zu dieser Ausgabe nicht im Stande seiest! Ach! Ich warf Dir damals Deine Ar-
muth vor und that Dir obendrein noch den Schmerz an, daß ich mich bei meinem Vater beklagte und von ihm das Kleid erbat! Vermochte ich Dich tiefer zu verletzen? Meine Entschuldigung, wenn ich überhaupt eine anführen darf, sei die, daß ich niemals den Werth des Geldes begriffen habe, daß mein Vater in seiner verschwenderischen Gutmüthigkeit mich lehrte, auf das Geld, wie auf Sand zu sehen, und da dachte ich, daß Du wol Geld genug hättest, aber aus einer Caprice mir jene Freude versagen wolltest. Ach! ich bin, wie Marie sagt, stets ein unverständiges, gedankenloses Kind gewesen; ich habe mich niemals in die beschwerliche Haushaltung hineinsetzen wollen, sondern bin auch als Deine Frau das junge Fräulein geblieben, das in gedankenloser Verschwendung ihre Tage dahinlebte. Ich begriff nicht einmal, daß ich es sei, für die Du so andauernd arbeitetest; ich dachte mir, es sei der ehrgeizige Gelehrte, der stets die Stille und Ruhe des Studierzimmers suche, nicht der fleißige, sorgen- und kummervolle Gemann und Vater. Und wie oft ärgerte ich mich darüber, daß Du die alten, bestaubten Folianten mir vorzuziehen konntest.“

„Kind, Kind!“ rief er, glücklich lächelnd. „Aber Du kannst nicht glauben, wie sehr ich jenen häßlichen Vorwurf bereut habe,“ fuhr sie fort, indem sie ihren schönen Kopf an seine Schultern legte. „Du vermagst nicht zu glauben, wie oft ich in meinem stillen Sinn Dich mit den liebevollsten Worten um Verzeihung gebeten habe, während mein trostiger Mund Dir gegenüber zurückhielt. Ich sah ja, wie betrübt und gekränkt Du warst, wie kalt und unzugänglich Du Deiner armen Swanbild gegenüber wurdest; aber ich war zu stolz, um nachzugeben, um demüthig mein großes Unrecht zu bekennen. Im Kinderstarrsinn eilte ich zu meinen Zerstreuungen, Gesellschaften, Bällen und Concerten — während Du daheim sahest. Ich verschloß das Auge vor Deinem Kummer, Deiner Entbehrung, Deiner strengen Arbeit — und so geschah es eines Tages, daß wir fast als Fremde uns einander gegenüberstanden.“

„Nein, so schlimm war es doch nicht. Das hätten wir doch niemals werden können, nicht wahr?“ sagte er und sah liebend hinab auf den blonden Lockenkopf, der so vertrauensvoll an seiner Brust ruhte.

„O, wie war ich ärgerlich auf dieses häßliche seidene Kleid! Ich habe es nur einmal getragen und trage es nimmermehr, denn ich sah ja, wie verstimmt Du wurdest, als Du mich in demselben sahest. Ich werde es verbrennen!“

Mit einem plötzlichen Griff riß sie die Rosenknospen aus ihrem Haar und warf sie auf den Boden. „Diese Schmucksachen, diese Rosen will ich niemals mehr tragen. Ich bin nahe daran gewesen, mein wahres Glück unter ihnen zu begraben. . . Ach, wie langweilte ich mich in den Gesellschaften, wenn Du nicht bei mir warst, deiner Harald. Du vermagst es Dir kaum vorzustellen! Ich saß stets, wenn man muscirt, mit geschlossenen Augen da und träumte mich heim zu Dir. Ich dachte an Dein kleines trauliches Studierzimmer, ich sah Dich so deutlich vor der stillen Lampe mit dem grünen Schirm; sah den Bücherschrank von Rußbaumholz und die grünen Gardinen vor dem Fenster; ich sah, wie bleich und ruhig Du über die Bücher gebeugt sahest. Du bewegtest nicht eine Miene, Dein Auge, Dein schönes braunes Auge war gedankenvoll vertieft auf die weißen Blätter gerichtet. . . und dann fühlte ich urplötzlich unbeschreibliche Sehnsucht nach Dir, wurde so unendlich ermüdet, sowol von der Musik als auch von dem Geplauder und den gepukten, steifen Menschen, und wünschte nur eins, daheim bei Dir zu sein, Du häßlicher Mann!“ — sie zog ihn am Bart — „ich wünschte nur, an Deiner Seite in dem kleinen Studierzimmer zu sitzen und Dein Auge mitunter sich von dem Buche erheben zu sehen und mir einen Blick zu schenken. Du weißt, einen solchen“ — und sie blickte schelmisch auf eine eigenthümliche Weise mit den Augen zu ihm empor. „Aber hast Du mir jetzt ganz, ganz vergeben, Harald?“ fragte sie ernster. „O, sage es noch einmal, daß ich Deine liebe, unartige Swanbild bin!“

Sie legte ihre Hand um seinen Nacken und blickte ihn lächelnd mit den noch thränenerglänzten Augen an.

„Du holde Kinderseele!“ brach er entzückt aus. „Wer könnte wol länger böse auf Dich sein?“ und er drückte sie fest an sich.

„Gerade dasselbe sagtest Du zu mir in meinem Traum während der letzten Nacht,“ rief sie kindlich froh. „Ja, denn ich träumte so oft von Dir, mußt Du wissen.“ Sie seufzte unwillkürlich bei der Erinnerung. „Und in meinen Träumen warst Du, der Du während des Tages so abstoßend und kalt wie ein Eiszapfen warst, so liebevoll und warm. . . ja gerade wie jetzt; aber weißt Du was, Harald?“ rief sie in bestimmtem Tone aus, „von jetzt ab werde ich niemals mehr in Seide gehen, das verspreche ich Dir!“

„Nun gehst Du wieder zu weit,“ lächelte er. „Du magst gern bei festlichen Gelegenheiten in Seide gekleidet gehen und auch ich sehe Dich gern so. Seide und Schmucksachen passen für Dich, wie die Blumen für den Lenz. Ich will stolz auf Dich sein, aber ich will auch, daß Du Alles als eine Gabe aus meiner Hand empfängst, und nicht wahr, Theure, das willst Du? Uebrigens habe ich auch meine Schuld an dem mißlichen Verhältniß, das, Gott sei Dank, nun vorüber ist. Ich hätte zärtlicher, nachsichtiger gegen meine Frau sein müssen. Ich hätte Dich mit meiner Stellung, mit meinen knappen Mitteln bekannt machen müssen; ich hätte mit Milde Dir zeigen müssen, wie Du Deine Ausgaben nach meinen Einnahmen einrichten müßtest, statt in der Stille mich und Dich zu ärgern und zu betrüben, mich wie ein Buch zu verschließen und Dich dadurch von mir zu entfernen.“

„Nein, mein ist der ganze Fehler,“ sagte sie mit der wunderbaren Neigung der Liebe, sich zu demüthigen vor dem Geliebten. „Mein ist die Schuld. O, niemals werde ich vergessen können, daß Du bei Deinen langweiligen Büchern Nacht und Tag daheim gesehnen, während ich zu Scherz und Spiel eilte.“

Er schlängelte tröstend eine ihrer hellen Locken um seine Finger. „Meine Arbeit ging fast wie ein Spiel, denn ich hatte stets Dich und unsern süßen Jungen vor Augen, — und Euer Bild verlieh mir geheime Kraft.“

Sie schlug plötzlich die Hand vor die Stirn, als ob sie etwas sehr Wichtiges herausgefunden und ein klares, süßes Lachen, das seinen Ohren schöner, als die schönste Musik klang, tönte von ihren Lippen.

„Ich habe eine Idee,“ rief sie, indem sie freudevoll die Hände zusammenschlug, „eine wunderbare Idee. Es hängt mir von Dir ab, dieselbe zu realisiren. Willst Du meine Bitte erfüllen? O, Du darfst sie mir nicht versagen!“ und sie legte liebevoll schmeichelnd ihre Hand auf sein Haar und strich mit den Fingern durch dasselbe.

„Laß mich erst hören, was es ist,“ erwiderte er lächelnd, wie gebunden an Händen und Füßen, beraubt jeder Kraft zum Widerstande.

„Nun, Du sollst es hören! Du weißt, ich schreibe eine hübsche Hand. Ja, das hast Du mir selbst oft gesagt, während der Tage, da Du mir Complimente machtest.“

Er lächelte und nickte.

„Kannst Du sie benutzen? Du begreifst, Harald, daß ich Dein Secretair sein will. So können wir von nun an zusammen arbeiten, und — nicht wahr! — das wäre wunderbar herrlich!“

Er zog sie auf seinen Schoß und drückte schweigend ihre Hand.

„Also mein Vorschlag gefällt Dir?“ flüsterte sie strahlenden Gesichtes.

„Ausgezeichnet! Ein solches Anerbieten darf man nicht abschlagen. Schon morgenden Tages kann der Herr Secretair damit beginnen, mein letztes Manuscript ins Reine zu schreiben — aber wenn Du nur meine Handschrift, die sehr undeutlich ist, wirst lesen können.“

„Ich sollte sie nicht lesen können?“ warf sie kühn ein und lächelte überlegen geheimnißvoll. „Wie manches Mal glaubst Du wol, daß ich Deine Briefe aus den Verlobungstagen buchstabirt habe, bevor ich sie schließlich auswendig lernte? Es waren freilich einige wunderbare Krähensfüße, wirkliche Hieroglyphen darunter — aber so schreiben ja die Gelehrten alle, und Du bist sehr, sehr gelehrt! Ach, mein Gott, wie bin ich doch stolz auf Dich, Harald, stolz darauf, Deine Frau zu sein! Ich weiß nur zu wol, daß mich gar viele Frauen um Dich beneiden! Cousine Marie sagte mir einmal, Du werdest mit der Zeit Professor werden und daran zweifle ich auch gar nicht; aber dann,“ fügte sie mit schelmischer Würde hinzu, „werde ich ja Professorin. Ja, das

„Sie zupft ihm die Rippen zurecht, sie gibt ihm zu trinken, ich kann mich auf sie verlassen, wie auf mich selbst, wenn ich doch einmal hinaus muß, nach dem Nächstigen zu sehen.“

„Aber fürchten Sie nicht, daß sie sich zuviel thut und an ihrer Gesundheit schaden könnte?“ gab ich zu bedenken.

„Sie sieht schon jetzt angegriffen aus —“
Ein Zug ungewohnter Härte flog über das Gesicht der sonst gutmüthigen und rechtschaffenen Frau. „Ich kann es nicht ändern,“ versetzte sie rauh. „Was wollen Sie! Wenn einem das einzige Kind fast im Sterben liegt —“ Sie brach ab, der Nachsatz ersticte in einem trampfhaften Schluchzen.

„So kann auf ein armes Waisenkind nicht mehr viel ankommen,“ ergänzte ich in meinen Gedanken.

In diesem Augenblick reifte in meiner Seele ein Entschluß. Ich war kinderlos und hatte mir immer eine Tochter gewünscht. Mein kleines Vermögen genügte, um einer solchen Schutz und Obdach zu geben, ihr eine gute Erziehung und eine leidliche Zukunft zu sichern; ich selbst fühlte mich noch jung genug, um ihr eine liebende Mutter zu ersetzen. Aber so ins Blaue und Allgemeine hatte ich nicht hineingreifen wollen mit meiner Wahl. Nun schien mir dieselbe mit einem Worte gegeben: „Der Lazarus, der vor Deiner Thür liegt, den nimm auf!“

Erfüllt von diesem Gedanken kam ich nach Hause. Er verließ mich nicht Tag noch Nacht und regte mein ganzes Wesen zu ungewohnter Wärme und Thätigkeit an. Prüfend, voll neuen Interesses durchschritt ich meine langgewohnten Räume.

Es war der alte Hausarzt von drüben, der mit ernster sorgenvoller Miene vor mir stand.

„Es geht doch nicht schlechter bei Willmanns?“ fragte ich besürzt.

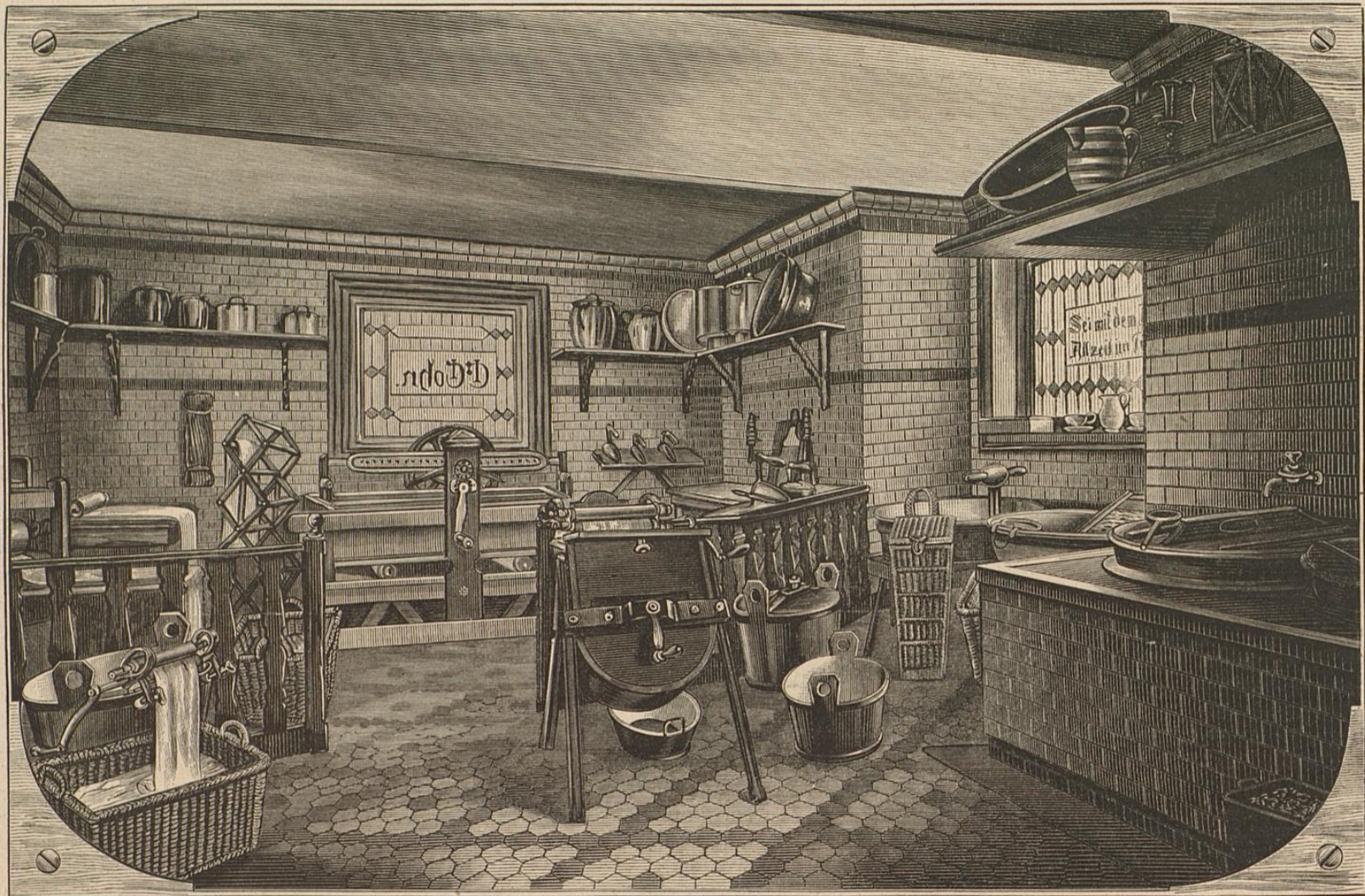
„Keinenfalls besser,“ entgegnete er. „Das Scharlach ist nun zum Durchbruch gekommen — leider zu spät!“

„Mein Gott, Sie fürchten doch nicht —?“

„Daß wir dem armen Jungen nicht mehr helfen können! Das fürchte ich allerdings. Aber er schläft jetzt, und ich habe die überwachte Mutter ebenfalls auf ein Stündchen ins Nebenzimmer schlafen geschickt. Wenn Sie inzwischen hinübergehen wollten —“

Natürlich erklärte ich mich bereit. O wie jählings doch vor dem Hauche eifriger Wirklichkeit die Bilder in meinem Zauberspiegel zerronnen waren. Hatte ich denn die Gefahr einen Augenblick lang so ganz vergessen können? Ich träumte vom Leben und inzwischen klopfte der Tod an.

Wie erwartet fand ich die Kinder allein. Todtenstille empfing mich. Es war gegen fünf oder sechs Uhr Nachmittags, die Sonne stand noch schwül auf den halb geschlossenen Jalousien, vermochte aber nicht, mit ihrem brennenden Lichte das geräumige Krankenzimmer zu durchdringen. So konnte ich denn, noch von draußen geblendet und durch die eben erhaltene Kunde erregt, im ersten Augenblick wenig unterscheiden. Nur Elsens neue Puppe, die aus irgend welchem Zufall in ihrem Puppenlehnstuhl mitten im Wege und in etwas besserer



Aus der Berliner Hygiene-Ausstellung: Cohn's Waschküche (Möbellhaus).

klingt hübsch, Frau Professorin! Ach, ich werde dann die einsältigste, die glücklichste Professorin im ganzen Lande sein.“

„Du bist ein Kind,“ sagte er strahlend vor Glück.

„Nein, ein Kind darfst Du mich nicht mehr nennen,“ bat sie mit mildem Ernst. „Habe nur ein wenig Geduld mit mir und ich werde von nun an Deine Frau im Geiste und in der Wahrheit sein.“

Und zu diesen schönen Worten sagte der entzückte Ehemann Ja und Amen in seinem Herzen.

Fragmente aus der Kinderwelt.

Von C. von Schwartzkoppen.

(Schluß.)

Das freundliche Hinterhaus hatte im Umsehen seine Physiognomie verändert. Wie ausgestorben lag es da. Die sonst immer offene Hausthür, aus welcher die fröhlichen Kinder hervorsprangen und an deren grünmrankten Pfosten die glückliche Hausfrau in ihren Mußestunden mit dem Strickzeug lehnte, blieb jetzt fast immer geschlossen. Nur der Hausherr trat zu regelmäßigen Tagesstunden mit düsterer sorgengefalteter Stirn darunter hervor, um sich nach seinem Bureau zu begeben und zuweilen — wenn der Doctorwagen eben gehalten hatte — sah man Klein-Else, mit einem Recept oder einer Medizinflasche in der Hand, in ängstlich-gewissenhafter Eile durch den Garten schlüpfen.

Arme Klein-Else! Mir kam es vor, als ob ihr liebes Gesichtchen in den letzten Wochen bedenklich blässer und schmaler geworden wäre. Aber sie kam ja auch kaum mehr aus dem Krankenzimmer heraus. So oft ich Paul besuchte, fand ich sie als treue Wärterin an seinem Bette sitzend.

„Sie ist nicht von ihm wegzubringen,“ sagte die Mutter.

Jeder Winkel in denselben erschien mir plötzlich verjüngt und belebt. Hier sollte das Bett stehen, dort der Puppen-schrank und die kleine Kommode. Schon glaubte ich trippelnde kleine Füße hinter mir zu hören — eine weiche Kindeshand stahl sich schmeichelnd in die meine — meines Kindes Hand!

Die Vorstellung war mir so neu und wunderbar, daß ich mich niederlegen mußte, um ihr volles Glück zu durchkosten. Wie einsam und abgewelkt erschien mir plötzlich mein bisheriges Leben: ich hatte die Welt von Ferne mit kühler objectiver Ruhe betrachtet — sollte ich wirklich noch einmal hineintreten in ihr volles unmittelbares Empfinden?

Liebliche Bilder zogen an meinem Geiste vorüber: wie ich im Dämmerchein saß und meinem Töchterlein alte Märchen erzählte — wie wir am Martinsabend mit bunten Laternen durch die Stadt zogen — wie sie unter dem funkelnden Christbaum stand und mit gefalteten Händen ihr Weihnachtslied auf sagte. Glückliche Kinderzeit, nur zu schnell eilst du dahin! Da sehe ich mein Elschen schon in der Schaar muthwilliger Badkische lachend und plappernd aus der Schule kommen. Nicht das langbeinige Störchel ist's mit dem ausgewaschenen Kleide, auch das plüsternde Täubchen nicht, das mühsam aus seiner Federtraufe hervorlugt. Nein, jenes schlanke, zierliche Geschöpf, das in wenigen Sommern zu einer köstlichen Rose erblühen wird. Welch eine Freude, sie mir als erwachsene Jungfrau an meiner Seite zu denken! Aber da ist auch die Liebe nicht weit. Ob ich ihn kenne, den ehrlichen Burichen im atademischen Sammtrock, der halb fet, halb verächtlich nach unsern Fenstern herausschaut. Nur zu gut kenne ich ihn — schon von Alters her — und könnte ihm seinen ganzen Lebenslauf an den Fingern aufzählen: vollwichtige Flegeljahre, lustige Studentenzeit, schneidige Mensuren und — mittelmäßige Gramina. Fast scheint es mir, mein Töchterlein könnte noch einen besseren Mann bekommen. Aber da sie ihn liebt und immer geliebt hat, schon damals, als sie noch die dumme zärtliche kleine Else war —

Ich hatte am offenen Fenster mit wachen Augen geträumt. Ein Schatten, der von Außen zu mir hereinsiel, weckte mich.

Beleuchtung stand, starrte mir aus ihren großen runden Augen mit unheimlicher Gefühllosigkeit entgegen. Ich schob sie vorsichtig bei Seite — denn ich wußte ja, daß sie jetzt des Kindes liebste und stolzestes Besitztum war — und schritt dem Krankenbette zu.

Es war nichts Unerwartetes oder Befremdliches, was meine Augen dort erblickten. Und dennoch starrte mir plötzlich das Blut. Paul schlief und Else hatte ihr blondes Köpchen zu ihm auf das Kissen gelegt. Wange an Wange ruhten sie, die Hände verchlungen, ihren Athem arglos vermischend — ein Bild unschuldiger Zärtlichkeit für Jeden, der nicht die ver-rätherischen rothen Flecke auf des Knaben Stirn gesehen, der nicht das unheimliche Pfeifen seiner kleinen Brust gehört hätte.

„Else, Du wirst Dich anstecken!“ flüsterte ich, den Arm der Kleinen angstvoll ergreifend.

Sie sah mich kindlich verständnißlos an.

„Ich meine —“ verdeutlichte ich — „Du wirst die böse Krankheit selbst bekommen, wenn Du Paul so nahe kommst.“

„Geht die böse Krankheit dann von ihm fort?“ fragte sie sanft, ohne ihr Lager zu ändern. „Dann soll sie mich anstecken.“

Ich wandte mich ab, um meine Thränen zu verbergen. Sagt, was Ihr wollt, aber ich hatte in diesem Augenblick nicht das Herz, die Kinder zu trennen. Ueber ihnen waltete ein höheres Geßez.

Paul schlief heute länger, als er seit lange in einem Zuge geschlafen hatte. Endlich regte er sich.

„Ach Du bist da!“ murmelte er zu Elschen hin, die Augen noch halb geschlossen. „Das ist gut. Geh nun aber auch nicht wieder fort!“

Elschen lächelte erfreut, rührte sich aber nicht.

„Nein, geh nicht fort!“ wiederholte er ängstlich. „Es ist so dunkel hier — Wenn wir erst wieder draußen spielen — Geh nicht fort!“

„Sei nur ruhig, Paulchen, ich gehe ganz gewiß nicht von Dir fort,“ versicherte die Kleine.

Der Ton ihrer Stimme schien ihn zu befremden. Er



Kalmücken-Mahlzeit.



Gelongs oder Heilige.

machte plötzlich die Augen weit auf und sah sie mit verwirrem Blicke an.

„Du!“ stöhnte er. „Ich will sie —“

„Wen? Die Mama?“ fragte Else erschrocken.

„Nein — sie — Lyda!“

Es war das erste Mal, daß Paul während seiner Krankheit Lyda's Namen nannte. Aber er that es in einer so aufgeregten, leidenschaftlichen Weise, daß man wol sah, wie der Gedanke an das gefährliche Nachbarkind nur in ihm geschlummert hatte, um bei der ersten Veranlassung desto heftiger zu erwachen.

Aus Elschens Gesicht war alle Farbe gewichen.

„Ach Paul!“ sagte sie, und verjuchte begütigend ihre zitternden Lippen seiner Wange zu nähern.

Er wehrte sie ungeduldig von sich ab. „Geh, geh! Hole Lyda!“

Sie stand auf und ging. Als sie an mir vorüber kam, erschraf ich vor ihrem kummervollen Gesichtchen. Hätte ich sie zurückhalten sollen? Mich zwischen den sterbenden Knaben und seinen letzten sehnlichen Wunsch stellen? — Nah schon der Thür, stieß ihr Fuß gegen die Puppe. Sie schrat leicht zusammen, hob sie auf und nahm sie halb mechanisch mit sich fort.

Das Krankenzimmer erschien doppelt düster und melancholisch, nachdem die kleine Lichtgestalt hinaus war. Man hörte jetzt nichts mehr als die unruhigen Seufzer des Kranken, das Ticken der Uhr und das unermüdbliche lästige Summen einer großen Fliege, die von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe gegen die Scheibe flog.

Ich war ans Fenster getreten, um der davon eilenden Else nachzusehen. Würde sie Lyda zu Hause finden? Würde dieselbe zum Mitgehen bereit sein? Würde auch die Mutter sie nicht daran hindern?

Auf der Schwelle trat ihr die Wittve Lukas, zum Ausgehen gerüstet, entgegen, im grellen Bus und mit ihrer widerlich süßen Miene, hinter welcher die brutale Gemeinheit jeden Augenblick vorzuspringen bereit war.

Aber sie schien Eile zu haben und das erschrockene Kind nicht zu beachten. Nun mußte Elschen längst die zwei Treppen



Kalmücken-Frauen mit Kind.



Eilritt der Kalmücken. (Hierzu Text Seite 287.)

des Nachbarhauses erstiegen und mit Lyda gesprochen haben. Warum kam sie noch nicht zurück? Ich sah beunruhigt nach Paul. Er hielt seinen brennenden Blick unverwandt auf die Thür gerichtet. Er war völlig bei Sinnen, wie ich ihn seit vielen Tagen nicht gesehen. Wenn doch Lyda jetzt — eben jetzt hereinträte, wo er eine Freude zu fassen noch fähig war! Aber die Zeit verrann, die Uhr tickte immer hastiger und ängstlicher, als könne sie gar nicht eindringlich genug an die Kürze der hier verriinnenden Lebensfrist erinnern.

Endlich sah ich die Kinder mit einander durch den Garten kommen. Elsie ängstlich hastend voran, Lyda etwas langsamer folgend, eine gewisse halb widerwillige Neugier im Blick. Daß die Puppe fehlte, fiel mir erst später in der Erinnerung auf und es war nicht schwer zu errathen, daß sie als Kaufpreis für Lyda's zögernde Willfährigkeit in deren Besitz und Behausung geblieben war.

„Du mußt aber ganz leise auftreten!“ hörte ich Elsie's vorfertiges Stimmchen schon auf der Schwelle sagen. Lyda versprach es.

Aber die Warnung wäre kaum nöthig gewesen. Die künstliche Dämmerung und die todtenhafte Ruhe, welche in dem Krankenzimmer herrschten, verbunden mit dem leisen Chlorgeruch, der die Luft durchzog, wirkten ohnehin lähmend und beängstigend auf die Nerven der sonst so fetten Dirne. In ihrem rauhen abgehärteten Leben mochte sie an dergleichen nicht gewöhnt sein. Sie hielt sich krampfhaft an Elsie fest und war nur durch leises dringliches Zureden zu bewegen, einige unsichere Schritte vorwärts zu thun.

„Da! da!“ flüsterte Elsie, sie faust an der Schulter fassend und nach dem Krankenbette dirigirend.

Paul hatte sich mühsam in demselben emporgerichtet und sah der ungeschlüssig Nahenden mit einem zärtlichen, schier verklärten Lächeln entgegen.

„Lydachen! liebes Lydachen!“ war Alles, was er über seine Lippen brachte. Aber er streckte seine feberheiße kleine Hand dabei zitternd nach ihr aus.

Lyda stand steif und stöckig, ohne die Hand zu nehmen. Sie starrte nur unablässig auf den Kranken hin, wie auf ein fremdes unheimliches Etwas. Diese hilflos daliegende abgezeichnete Zammergestalt mit der gänzlich veränderten undeutlichen Stimme konnte doch unmöglich ihr frühlicher Spielkamerad Paul sein! Und wenn er es war, was wollte er noch von ihr?

„Geh doch näher heran,“ drängte Elsie. „Warum willst Du ihm Deine Hand nicht geben? Komm, lege sie ihm auf die Stirn, das hat er gern.“

Sie nahm Lyda's Hand und wollte sie an des Knaben Schläfe führen. Aber die Dirne schüttelte sich wie von plötzlicher heftiger Schen ergriffen.

„Pui, die häßlichen rothen Flecke!“ rief sie schneidend. „Warum hast Du mich hierher gelockt? Ich will nicht bei ihm sein! Laß mich fort!“

Ihre Blicke suchten wild nach dem Ausgang, der bei dem herrschenden Halblicht für ein ungewöhntes Auge nicht sogleich zu erkennen war. Ein Sonnenstrahl, der durch die Thürrihre fiel, verrieth ihn. Hastig schoß sie darauf los. Ein judzender Aufschrei, der sich aus ihrer gepreßten Kehle befreite, ein rückwärts Stoß, gegen die hinzutretende Elsie geführt, und — wie eine gezeichnete Schwalbe war sie zur Thür hinaus.

Paul schloß seine Augen und kehrte das Gesicht nach der Wand. Was er empfand und ob er überhaupt noch etwas empfand, hat er Niemand verrathen. Die dunklen Fiebermächte, die ihm noch einige lichte Augenblicke gönnet, hatten aufs Neue Besitz von seiner Seele ergriffen. Er lag da wie ein mehrlos gewordener Kämpfer, der keinen Widerstand mehr versucht.

Nur noch eine kurze Frist, dann war es vollbracht. Aber nicht nur die armen Willmanns hatten den Verlust ihres „Einzigens“ zu beklagen, auch ich stand am Sarge eines holden Mutterglücks, das ich freilich nur im Traume besessen.

In derselben Nacht, da Paul verschied, war Klein-Elsie von der Krankheit ergriffen worden. Es schien fast, als habe dieselbe nur darauf gewartet, sie ihres zärtlichen Pflegeramtes ledig werden zu sehen, um sich dann ihres Opfers desto schneller und sicherer zu bemächtigen. Sie vollendete an ihr in Stunden das Werk, wozu sie bei Andern Tage und Wochen gebraucht hatte, und die unschuldige kleine Seele floh so leis und behend in die Ewigkeit hinüber, wie sie über diese Erde geflohen war, ohne ein Hälmchen zu knicken.

An einem lichten Septembervorgen wurden die Kinder zusammen begraben. Es war ein ergreifender Augenblick, als man die bekränzten kleinen Särge aus dem Hinterhause holte. Die Nachbarn sahen mitleidig zu den Fenstern heraus, etliche von ihnen standen feierend im Garten zusammen, im bedauernden Flüsterton von dem traurigen Ereignisse redend.

Nur die Wittwe Lukas schien sich um nichts zu kümmern. Sie war vor ihrer Hausthür mit dem Ausklopfen eines alten Teppichs beschäftigt und blickte erst auf, als man die Särge hart an ihr vorübertrug und Lyda — welche sich den ganzen Morgen mit Elsie's Puppe im Arm neugierig lungern umher getrieben hatte — bei diesem Anblick plötzlich erschreckt in die Rockfalten der Mutter griff.

„Na, was hat denn die Dirne?“ fragte sie, das Mädchen barisch von sich abschüttelnd. „Sollte man nicht denken —“

Aber die Blicke der Nachbarn bemerkend, lenkte sie schnell in ihre gewohnte gleichgültige Manier zurück. „Ach, die lieben, lieben Kinderchen!“ sagte sie. „Was für schöne blankpolirte Särge sie haben. Sieh sie Dir ordentlich an, Lyda! In dem großen hier ist der Paul, und in dem kleinen ist die Elsie.“

„Mutter, sind sie wirklich darin?“ fragte das Kind mit seltsam stoekender Stimme. „Da können sie ja keinen Athem kriegen.“

Die Wittwe unterdrückte ein cynisches Lachen. „Den haben sie auch nicht mehr nöthig.“

Sie nahm ihren Teppich zusammen und kehrte gleichmüthig ins Haus zurück.

Lyda aber stand wie in den Boden gewurzelt. Es regte sich doch etwas in ihrem kleinen Gemüth, sie konnte es nur selbst nicht begreifen.

Starr sah sie zu, wie man die Särge auf den vor der Gartenthorke haltenden Todtenwagen lud, wie man ihnen Blumen und Kränze nachreichte, wie der Wagen sich endlich

in langsam schütternde Bewegung setzte. Da aber kam wieder Leben in ihre kleine Gestalt.

„Halt! Halt!“ schrie sie, athemlos nachstürzend, die Puppe und einige hastig vom Boden aufgeraffte Blumen in weit vorgestreckten Händen haltend.

„Was willst Du, Kind?“ fragte, sich nach ihr umblickend, einer der leidtragenden Männer.

„Da! Elsie soll ihre Puppe wieder haben! Elsie soll sie mitnehmen! Und die Blumen sind für Paul!“

Sichtlich erschöpft, mit geleerten Händen kam sie zurück. An der Gartenthür warf sie sich nieder, zog ihre Schürze über den Kopf und blieb liegen, wie ein armes kleines Bündel, das nur durch leises Zittern und Stöhnen sein ihm innewohnendes Leben verrieth.

So fanden sie John und Richard, von ihrem regelmäßigen Badespaziergang heimkehrend. Sie betrachteten sie erst vorfichtig aus einiger Ferne, wie Knaben eine etwa am Wege liegende Naturmerkwürdigkeit, einen Fgel, einen todtten Maulwurf oder dergleichen zu betrachten pflegen. Dann aber konnte Richard seinen Fürwitz nicht zähmen. Er trat näher, zog ihr behutsam die Schürze vom Gesicht, und —

„Schau, Lyda kann weinen!“ hörte ich ihn auf Englisch im Tone höchster Verwunderung zu seinem ebenfalls sehr verblißt drein schauenden Bruder sagen.

Ja, Lyda konnte weinen — Gott Lob!

Hygienische Wanderungen.

Von Wilhelmine Buchholz.

III. Eigener Hausstand.

Sehr geehrter Herr Redacteur! Ich weiß nicht, ob es ein Dichter oder ein Gelehrter gewesen ist — vielleicht wissen Sie es — der einmal gesagt hat: die Bestimmung der Jungfrau wäre, eine tüchtige Hausfrau zu werden. Dieser Gedanke wird außerordentlich großartig gefunden, obgleich ich für meine Person ihn stets für höchst simpl und selbstverständlich erklärte, worüber ich oftmals schon in Streit gerieth. Jetzt aber bin ich so klug geworden, daß ich schweige, wenn man wieder davon anfängt und denke: wie wunderbar müssen doch die Leute sein, welche sich erst von einem Dichtersmännchen über die Bestimmung der Jungfrau belehren lassen.

Aber ich habe hinreichend genug Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß hutzutage eine Jede wol die Absicht hat, Frau zu werden, wenige jedoch daran denken, auch eine Hausfrau zu werden.

Und es gibt Mütter, die ihre Töchter darin bestärken, indem sie sagen: „Du bist hübsch, Du bist gebildet, Du spielst Chopin sogar ziemlicher Maßen, Du bekommst sicher einen Mann, der so reich ist, daß Du Dich um Nichts zu kümmern brauchst.“ — Bleibt aber der Reiche aus: der Jüngling aus dem Mittelstande wagt sich nicht an die anspruchsvolle Dame heran und dann wird nachher die Ehe wie der letzte Pferdebahnwagen betrachtet, in dem man froh ist, noch einen Platz zu finden, so miserabel er auch sein mag.

Und wenn man nun bedenkt, wie leicht es hutzutage ist, eine Hausfrau zu sein: grade früher. Wo ist das Spinnrad geblieben, auf dem unsere Großmütter sich noch die Fäden spannen, aus denen die Schätze für den Leinwandstrang gewebt wurden? Es ist mit so manchem anderen Gerath verschwunden, das man haben mußte, um seinen Bedarf selbst herzustellen. Jetzt kann man ja Alles kaufen.

Freilich hielt das Eigengemachte länger als die Fabrikwaare. Dafür ist diese denn auch um so billiger. Ob aber derjenige immer gut kauft, der billig kauft? Wer sollte wol noch nicht die Erfahrung gemacht haben, daß Billiges erst recht theurer war, weil es durchaus nicht gebraucht werden konnte?

Da sich jedoch das Leben gegen früher gar sehr verändert hat, so muß diesen Veränderungen Rechnung getragen werden, denn der Einzelne vermag nicht die ganze Zeitrückung dadurch aufzuhalten, daß er nicht mithut wie die Andern. Beziehen wir nun doch einmal den Hausbedarf fertig, so haben wir die Verpflichtung, uns die Kenntniß der Eigenschaften zu erwerben, welche die Güte einer Waare ausmachen. Würde in Handel und Wandel mehr auf die Qualität geachtet, als auf die möglichste Billigkeit, so sähe es in vielen Dingen besser aus.

Was anders bringt gewissenlose Fabrikanten dazu, die Lebensmittel zu verfälschen, als die ganz besonders in Deutschland verbreitete Sucht, für wenig Geld möglichst viel Waare zu erhalten? Das Museum der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin hat eine Sammlung von all den Substanzen ausgestellt, welche zur Verfälschung von Nahrungsmitteln benutzt werden. Darunter sind werthlose Stoffe, um die Masse zu vermehren und namentlich Farben, um ihnen ein besseres Ansehen zu verleihen. Und manche von den Farben sind giftig! Wie oft sind schon Erkrankungen vorgekommen, deren Ursachen zuletzt in den mit Giften schön aussehenden gemachten Nahrungsmitteln gefunden wurden! Allerdings meint mein Schwiegerohn, der Doctor, daß die menschliche Natur viel vertragen könnte, aber schließlich bekäme sie doch einen Knacks, wenn fortwährend kleine, an sich kaum merkbare Angriffe auf sie ausgeübt würden. Ein wenig Gift täglich hätte ebenso wol seine üble Wirkung, als viel Gift auf einmal.

Einigen Dingen kann man allerdings nicht ansehen, ob sie schädlich sind oder nicht, wie z. B. der Vanille, deren Genuß schon Vergiftungen zur Folge hatte, aber davor kann man sich durch die Verwendung von Vanillin bewahren, das nach dem Verfahren von Dr. W. Haarmann und Prof. Dr. J. Tiemann aus dem Rindenreste unserer heimischen Tanne fabrikmäßig dargestellt wird. Das Vanillin schmeckt ebenso fein, wie die Vanille-Schote, und da Lina Morgenstern eigens ein Büchlein mit fünfundsiebzehn Kochrecepten für Vanillinspeisen und Leckerleien herausgegeben hat, so braucht man die verdächtige Schote nicht mehr anzuwenden, sondern kann dieselbe in allen nur denkbaren Fällen durch das künstliche Präparat ersetzen. Selbst eine Vorschrift zu Vanillinen-Liqueur hat die Gute mitgetheilt und somit auch für diejenigen gesorgt, welche hin und wieder einen kleinen Tröfischluck genehmigen wollen.

Wo das Vanillin auf der Ausstellung seinen Platz er-

halten hat, duftet es wunderlich und dieser Umstand hat mich auf den Gedanken gebracht, ein Päckchen Vanillin in den Kuchenkasten zu legen. Das Gebäck zog denn auch in kurzer Zeit den schönsten Vanillegeschmack an sich und schmeckte, als wenn das köstliche Gewürz wirklich schon dem Teige zugesetzt worden wäre. Billigeres gibt es nichts.

Mit den ebenfalls ausgestellten Gewürzextrakten von Dr. L. Naumann habe ich erst einige Versuche gemacht, die mich jedoch in hohem Grade befriedigten.

Besonders angenehm müssen die Extrakte von Kerbel, Basilikum, Majoran, Pfefferkraut, Spargel u. s. w. im Winter sein, wenn die frischen Kräuter nicht zu haben sind. Von dem Erdbeerextrakt nahm ich neulich zu einer Bowle, von der selbst Dntel Friß, der Feinschmecker glaubte, daß sie mit frischen Erdbeeren bereitet sei. Das Fläschchen mit dem Extrakt habe ich ebenfalls für den Herbst und Winter bei Seite gestellt.

Von derartigen Beihilfen hatte man früher keine Idee, ebensowenig wie von den Gemüseconserven, einerlei ob dieselben in Blechdosen oder in getrocknetem Zustande aufbewahrt werden.

Es läßt sich daher auch in den Monaten, welche wenig bieten, hinreichende Abwechslung in den Küchenzettel bringen und das ist von großer Wichtigkeit, denn neben der Liebe spielt die Küche in der Ehe eine große Rolle. Man kann das ganze Glück zum Schornstein hinauskothen und andererseits das Leben angenehm machen, wenn am Herd — in der Küche — Alles richtig hergeht. Dem Manne muß es in eigenem Hause am besten schmecken. Das klingt freilich ein wenig prosaisch, aber das Leben ist nun einmal kein Poesie-Album mit Goldschnitt, und ein vernünftiger Tisch ist das Hygienischste, was es gibt.

Und welche Verbesserungen sind im Laufe der Jahre in den Küchen vor sich gegangen. Es würde mich zu weit führen, alle Einrichtungen und handlichen kleinen Maschinen zu beschreiben, welche die Küchenarbeit erleichtern. Wer die Ausstellung besucht, der sehe sich die Modellküche von E. Cohn in dem rechten Seitengange des Hauptgebäudes genau durch. Da ist Alles, was praktisch und neu, in einem Raume vereinigt, den man eher für eine Puppenstube, als für eine Küche halten möchte.

Von neuen Küchengeräthen will ich nun auf die vernickelten Kochtöpfe aufmerksam machen, welche weniger gefährlich, als kupferne Geräthe, billiger als diese und von schönerem, silbernem Aussehen sind.

Von den irdenen Geschirren, welche häufig mit einer Bleiglaur überzogen sind, aus der Essig das Bleigift auflöst, hat das chemische Laboratorium in Stuttgart eine Reihe ausgestellt. Gleichzeitig aber ist auch ein Mittel angegeben, wie man die Schädlichkeit der Bleiglaur leicht und einfach entdeckt.

Zu diesem Zwecke fülle man die Gefäße mit heissem, möglichst farblosem Essig, der etwa mit einem Drittel Wasser verdünnt ist, lasse das Gefäß an einer warmen Stelle des Herdes eine Stunde stehen und giesse von der Flüssigkeit in ein farbloses, durchsichtiges Trinkglas. Hierauf gibt man einige Tropfen klarer Schwefelwasserlösung hinein, die man in der Apotheke bekommt. Wenn die Flüssigkeit in dem Glase sich nun weißlich trübt, so war kein Blei gelöst. War wenig Blei gelöst, so färbt sie sich bräunlich; waren größere Mengen von Blei gelöst, so färbt sie sich braunschwarz und setzt in der Ruhe ein braunschwarzes Pulver ab. Ist das letztere der Fall, so sind die irdenen, glasierten Gefäße nicht in Gebrauch zu nehmen.

Aber auch der Waschküche in dem sogenannten Normalhaufe müssen wir einen Besuch abstatten. Dieselbe ist ebenfalls von E. Cohn ausgestellt und enthält das zum Waschen und Plätten erforderliche Gerath neuester und bewährter Construction.

Wir finden zwei Waschmaschinen, die sogenannte amerikanische Radwaschmaschine für feine Wäsche, an deren Erhaltung besonders gelegen ist, und eine Waschwiege für gröbere Wäsche. Es liegt ja auf der Hand, daß die feine Wäsche eine andere Behandlung erfordert, als die grobe, und daß es von Vortheil sein muß, wenn durch die Einsetzung von zwei Maschinen hierauf Bedacht genommen wird. Die Schonung der Wäsche bringt die ersten Auslagen wieder ein.

Von den Wringmaschinen gestiel mir eine ganz aus Metall construirte am besten, weil Holztheile in der Feuchtigkeit ausquellen. Die Waschköpfe, sämmtlich in der Form der gewohnten hölzernen, wie z. B. Zober, Füllfaß, Bruchfaß, Waschwanne u. s. w. sind aus starkem Blech hergestellt und haben den Vortheil, daß sie leicht transportirt werden können, was bei den hochgelegenen Miethswohnungen sehr in Betracht kommt, und nicht zusammentrocknen und undicht werden. Dazu die Platteinrichtungen und was zur Wäsche erfordert wird. Wer nicht die Gelegenheit hat, die Gegenstände selbst in Augenschein zu nehmen, der schreibe an den fgl. Hoflieferanten Herrn E. Cohn in der Leipziger Straße 88 und lasse sich das Büchlein „Die Hauswäsche“ schicken. Darin sind die Geräthe abgebildet und beschrieben, und es kostet nichts.

Wir machen noch einen Blick in den von demselben Firmat ausgestellten Weinkeller mit seinen eisernen Flaschenständen, amüßren uns über die Flaschenverschlüsse, welche das Naschen aus angebrochenen Bouteillen unmöglich machen, und wandern durch die Räume des Gebäudes für Haus- und Wirthschaftseinrichtung, das meistens fälschlich das „Normalhaus“ genannt wird.

Ja, wer den Gelbbentel hätte, sich die kostbaren Einrichtungen anzuschaffen! Alles ist „hilfsvoll,“ wie es die neueste Mode erheischt. Bunte Fenster, dunkle Tapeten, Schüsseln an den Wänden, persische Teppiche, Erker und Nischen: aber nach meiner Empfindung zu düster. Ich denke, Licht und Luft sind gesund und ein freundliches Aussehen der Wohnräume macht den Aufenthalt darin angenehm. Wenn man in ganz alten Zeiten sich mit Bügenscheiben behelfen mußte, weil man es noch nicht verstand, große Glasfenster herzustellen, ist es deshalb nothwendig, sie jetzt wieder anzubringen? Doch das sind Geschmackssachen und darüber zu streiten ist zwecklos.

Der Luxus, welcher in dem Modellhaufe herrscht, hat mir imponirt, das muß ich sagen, aber es ist gut, daß man auch ohne denselben glücklich sein kann. Das habe ich selbst erfahren, denn ich bin bis jetzt glücklich gewesen, ohne gemalte Fenster und ohne einen besonderen Wickeltisch, ich suchte das Glück und ich fand es: im eigenen Hausstand.

Die Kalmdücken im Zoologischen Garten zu Berlin.

(S. die Abbildungen auf Seite 285.)

Unter den Erholungsstätten der deutschen Reichshauptstadt nimmt unbestreitbar der Zoologische Garten den ersten Platz ein. Seit 1845 auf dem Terrain der ehemaligen königlichen Jagderie mit dem kleinen Bestande an interessanten Thieren, die bis dahin auf der Pfaueninsel gehegt waren, begründet, ist diese bedeutame, auch für die Wissenschaft äußerst wichtige Schöpfung Lichtstein's in beständiger erfreulicher Weiterentwicklung geblieben und wird zur Zeit von keinem gleichartigen Institut der Welt übertroffen. Der gewaltige Aufschwung, den der Zoologische Garten aber namentlich in den letzten verfloffenen zehn Jahren genommen, erscheint fast ausschließlich als das Verdienst des seit dem Jahre 1869 functionirenden, von Köln hierherberufenen Zoologen Dr. Bobinus. Als Director des Gartens hat derselbe nicht nur das Parkterrain in genialer Weise umgestaltet und zu einem reizenden Erholungsort geformt, die Thiere in vorzüglich konstruirten Häusern untergebracht, den Bestand derselben mit unermüdetem Fleiß vergrößert und ihre Pflege bis zu einem Grade von Vollkommenheit gesteigert, der ihnen die Gedehlichkeit freien Naturlebens nahezu ersetzt, — im Verein mit ihm ist der Vorsteher im Verwaltungsrath, Herr Major A. Dunder, fort und fort bemüht, der Bevölkerung Berlins wie den vielen tausend Fremden, die allmählich die schöne Hauptstadt passieren, im Bereich des Gartens wie der dem Institut gezogenen wissenschaftlichen Grenzen immer Neues, Sehens- und Wissenswürdiges darzubieten und so die Wichtigkeit des Zoologischen Gartens zu erhöhen, seine Anziehungskraft zu steigern, die Kenntniss des Thierlebens aller Zonen im Volke immer weiter auszubreiten.

Nicht unwesentlich wird diese Kenntniss ferner Landstriche und ihrer Thierwelt, sowie des Zusammenhanges der letzteren mit den Menschen und ihrer Kultur, durch gelegentliche Vorführung von Wohnern anderer Erdtheile (welche die Direction unter großen Mühen und Kosten von Zeit zu Zeit heranzieht) gefördert, und das dahingehende Bemühen muß als ein sehr verdienstliches und dankenswerthes hier bezeichnet werden. Wie sehr damit das Bedürfniss des Publicums getroffen wird, beweist der wahrhaft ungeheure Zudrang, der seit Wochen nach dem Zoologischen Garten stattfindet, wo zur Zeit in einem großen dazu hergerichteten Gehege eine aus den Steppen Asiens herkommende, von Hagenbeck nach Europa geleitete Kalmücken-Truppe ihre Gärten angeht und unter Leitung zweier Gelongs oder „Heiligen“ ein Ghurut gebildet haben, in welchem sie, unablässig umlagert von tausend wißbegierigen Zuschauern, ihren Lebensgewohnheiten und Gebräuchen ungehindert und unbeirrt nachgehen, als befänden sie sich auf heimischem Boden inmitten der kleindörbeter Horde und ihren Gesichtskreis begrenzten statt der schönen alten Bäume des Zoologischen Gartens die gewaltigen Bergmassen des Kautajus. — Da sitzen die Weiber vor ihren kegelförmigen, mit Kameelhaar-Filz überdeckten Gärten oder Kibitzen, nähen, ihr Pfeifen rauchend, an rothen Kleiderstücken oder hohen am Knochel nieder, während die Kinder Holz herbeitragen oder sich sonst nützlich machen, in seltsam klingendem Mongolisch sich unterhaltend oder einen eintönigen Gesang anstimmend. Da hocken Männer mit seltsam geformter Eisenhache Festschwarzschafse, treiben die Steppenpferde mit ihren Füllen herbei oder saulen in wildem Ritt (an dem auch Frauen, nach Mannesart zu Pferd sitzend, theilnehmen) das Gehege entlang, um die 18 Kameele, schöne verständige Thiere, heranzuholen und aufzukoppeln. Denn die Gelongs haben den Bewohnern des Ghuruts eben verkündet, daß auf Befehl des Stammes-Oberhauptes ein allgemeiner Aufbruch stattfindet, und so ist Alles geschäftig, die nöthigen Zurüstungen zur Wanderung zu treffen. Vor den Augen der höchst interessierten Zuschauer werden nun die Gärten abgebrochen und auf die niederdrückenden Kameele verladen; dann besteigen Männer und Frauen die hochbeackten Lastthiere, und unter Voranritt eines Gelong in hochgelbem Seidenkafian, die spitze gelbe Mähne auf dem kahlgehornen Haupt, setzt sich die Karawane in Bewegung; hinter dem Gelong der Träger der heiligen Fahne, dann in buntem höchst malerischem Aufzuge die Kameele mit ihrer Ladung, Reiter auf kleinen mageren Rossen die Stuten, Füllen und Schafe hinterher treibend, und unter dem Klinglein einer vom Heiligen bewegten Glocke zieht der ganze Zug dahin zur neuen Rasstätte. Dort wird, während die Gelongs die Gebetmühlen drehen oder auf großen Muscheln blasen, von neuem das Lager aufgeschlagen, abgekocht und unter Gesang und Saitenspiel (auf höchst primitivem Instrument) feiern Paar um Paar die neue Anstellung durch einen zierlichen, in Hebung und Senkung der Arme, Neigen und Wiegen des Körpers und Sucken und Ausweichen bestehenden Tanz, dem das Publicum mit nie ermüdennder Aufmerksamkeit zusieht. — Wenn wir schließlich mittheilen, daß die Zahl der Besucher an einem Sonntag sich bis auf die ungeheure Ziffer 92,000 gesteigert hat, so bezeugt das sicherer als jedes weitere Wort, ein wie großes Interesse die Söhne und Töchter der asiatischen Steppe den Bewohnern der Reichshauptstadt einzuschließen vermocht haben. Möchte Dr. Bobinus fortfahren, durch Heranziehung interessanter Völkertypen den Zoologischen Garten zu einer Stätte immer reicherer Belehrung auch in ethnographischer Beziehung zu machen! Der allgemeinsten Anerkennung dürfte er sicher sein.

L. 3.

Mosaike.

Pariser Saison-Bericht. Old-England for ever! Die Anglisirung der Gewänder, Kopfbedeckungen und Schmucksachen nimmt ihren Fortgang, und die geehrten Nachbarn jenseits des Kanals dürfen sich nicht wenig einbilden auf die Eroberungen, die sie Tag für Tag auf dem Gebiete der Mode in Frankreich erzielen. Immer seltener und gewaltiger verdrängt der „Kant“ von London den Pariser „Peschutt.“ Ein Kleidungsstück, ein Hut, ein Schuhwerk darf noch so mislungen, noch so ungraziös, noch so häßlich-eccentrisch sein, der französischen Geschmacksrichtung im Wesentlichen aufs Kerperliche mißfallen, und für den Gang, für den Körperbau, die Gewohnheiten der Pariserin noch so wenig passen, sobald der Gegenstand die Stampiglie „London“ trägt, ist er hier vorchriftsmäßig und darf oben muh sogar getragen werden. Die nachlässige Anglomane auf dem Gebiete der Mode ist allerdings nicht Neues, sie äußerte sich aber bisher noch nie in einer so absolutistischen und unbedingten Weise; bis jetzt ließen die Wahrzeichen dieser Oberhoheit wenigstens dem Eigenthümlichen, dem besonderen Wesen, dem Unabhängigkeitsfinn der Pariserinnen einigen Spielraum. Wir hatten schon seit lange englische „Couturiers“ oder „Tailors,“ aber diese arbeiteten wenigstens für Paris und begnügten sich nicht wie heute mit dem einfachen Import der englischen Waare und Moden von Regent Street hierher. Der große Meister Worth und seine Nebenbuhler und Nachahmer, welche bekanntlich, sie behaupten es ja frei und frei, Genie besitzen und nur nach der höheren Eingebung „componiren,“ wie die gottbegnadetsten Künstler, gaben sich bis jetzt die Mühe, dem speciellen französischen Genius einen Strahl zu entlehnen, und der heilige Gaiin, worin sie die Inspiration aufsuchten, war das Bois de Boulogne und nicht Hyde Park. Man könnte fast glauben, daß seit den ägyptischen Siegen des Lord Alcester, des Alle-Welt-Bezwinners Wolsey den englischen Modestülern, die ihre Ketters in der Rue de la Pair und ihre marzipanfarbigen Mittelalter-Schlosser in Surenne oder Saint Cloud haben, der nationale Kamm ungemein geschwollen ist, und daß sie aus Rache dafür, daß die französischen Soldaten und Seeleute ohne Großbritanniens Erlaubnis in Tonkin und Madagaskar unabhängige Politik treiben, alle Pariserinnen in englische Uniformen stecken möchten.

Mit dem Soldaten-Capuchon hat es schon seinen guten Anfang genommen, denn diesem Kleidungsstück ähnelt unbedingt am richtigsten jener unförmliche Sack, in welchen die Damen sich im Sommer 1883 von dem Nacken bis zu den Fußspitzen einhüllten, wenn sie zu den Wetrennen fahren, in die Seebäder, oder aufs Land gehen. Doch kann man dem ungraziösen croitischen Gewande nicht eine praktische Bedeutung absprechen: es dient als vorzügliche Schutzwehr gegen die Staubwolken und kann mit einer gewissen impermeablen Gleichgültigkeit den unaufhörlichen Regengüssen trotzen, welche gewöhnlich die unter den sonnigsten Auspicien begonnene Landpartie zu Wasser machen.

Zuerst waren diese Ueberwürfe alle von einer einzigen Farbe, gerade wie Uniformen eines Regiments, alle von der Farbe interessanter Safrinwand. Das war doch der Trockenheit im Tone zu viel, und nach vier Wochen kam ein wenig Variété in das Außere dieses englischen Toilettenverbergers und Beschülers; einige unabhängige Murrköpfe bestellten ihn von blauem Tuche, andere von grünlicher Seide, und der erfinderische Geist einer Dame, welche die Monotonie der enbloßen Capuze durch Längs- und Quersstreifen brach, machte das anwidernde Kleidungsstück beinahe gefällig fürs Auge.

Wie sämmtliche alles verhüllende Mäntel hat auch das in Flor gekommene „Sicilienne“-Gewand die Folge, daß man die eigentliche Toilette ein wenig vernachlässigt und daß, wenn der allerdings sehr capricöse, mitunter ganz käpfe Sommer der Ausrede Vorjuch leistete, daß es sich gar nicht der Mühe lohne, Sommer-toiletten zu schaffen, von dieser Ausrede sehr weitausläufig Gebrauch gemacht wurde. Der Anlauf, den man im Frühjahr bemerkt hatte, die lieblichen und für die Pariserinnen der Caricatures du Grévin ebenso eigens geschaffenen Pompadourtoiletten wie für die Pariserinnen des Malers Greuze, hielt nicht Stand; die bereits ziemlich im Uebermaß verfertigten Stoffe fanden höchstens bei der Fabrikation von Schlafröcken Verwendung; der Anglicismus verdrängte auch hier das französische Wesen: die Mode Louis XV., und wieder kamen die eng-anscheinenden Jersey-Jacken, von welchen man in vielen Fällen, wo die Tragende mit dem Getragenen harmonirt, nichts Schlimmes sagen darf, zur Geltung. Die „Jersey“ werden meistens schwarz getragen und aus dem herkömmlichen englischen Stoffe, aber man sieht auch solche von hellerer Farbe und sogar mit Broderien verziert und eingesäumt. Der zu diesem Jersey assortirte Rock ist meistens entweder schottisch carrirt oder, was nicht schlecht steht, von weißer oder gar heller Farbe oder leichter Seide. Kommt dazu der Hut à la Robespierre mit lebhaft rothem Federjuch, der den Damen ein recht angenehmes lockes Air verleiht, den die über den Aermel-Ausflug reichenden Mustierhandjuchse vervollständigen, so läßt sich eine demaßen equipirte Pariserin mit Wolgefallen anschauen, wenn sie auch nicht gerade Bewunderung verdient.

Ueberhaupt scheinen diesen Sommer die „oberen Zehntausend“ ihre Hoheitsrechte so ziemlich abdicirt zu haben — ist's die politische Halsstarrigkeit des Herrn Gatten, der Oppositionsgeist gegen die Republik, oder sind es die Nachwehen des Krachs, welche wirkliche Spar-samkeit zum Gebote machen? Es ist aber eine in die Augen springende Thatsache, daß man wirklich in der letzten Zeit die besten und lohnendsten Gelegenheiten für die Beobachtungen auf dem Gebiete der Mode in den bescheidenen bürgerlichen und mitunter sogar plebejischen Spähren fand, wo man mit geringen Mitteln Wunder wirkte, um ein gefälliges Criterium zu haben und der angeborenen Koketterie

gerecht zu werden weit über die Grenzen der Möglichkeit, die ihnen ihre pecuniären Mittel zu bieten scheinen. Während die erstgedachte vornehme Welt längst an den Gestaden der See oder in den seit etlichen Jahren so sehr en vogue gekommenen Kurorten der Pyrenäen weit pilgert der „Mittelftand“ Sonntags nach Montmorency, wo die Miethesel zu einem Frank die Stunde traben und die säuerlichen Kirschen wachsen, oder nach Nogent oder Joinville, den beiden kleinen „Häfen“ an dem niedlichen smaragdgrünen Marnefluß, wo die ganze Woche über die Neze ausgepannt liegen, welche die Myriaden von Fischen auffangen, die am Sonntag gebaden verpeist werden, gewahren. Hier, mehr als auf dem „Surf“ von Chantilly und Longchamps, mehr als an den modischen Gestaden von Etretat und Trouville findet man die wirklichen Keuferungen des echten Pariser Geschmacks, des Reizes, der in der Wahl eines auch untergeordneten Toilettengegenstandes liegen mag, in dem richtigen Anbringen einer pecuniär wertlosen Kravatte, einer Seiden- oder Atlastaille, eines Bandes oder eines Strohhütchens, das den billigsten Preis gekostet hat. Die großen Magazine, jene stark verlästerten Bazars, kommen allerdings dieser billigen Koketterie zu Hilfe. Die Größe des Absatzes, die verhältnismäßige Billigkeit der Herstellung bei solchen ungeheuren Quantitäten, die Möglichkeit, sich mit einem niedrigen Verdienstprocentjah zu begnügen, der zusammenaddirt ein Vermögen ergibt, während ein Detailist dabei zu Grunde gehen müßte, gestatten diesen Magazinen, ganz saubere, lebenswürdig ausgeführte Costüme für Spottpreise herzugeben. Allerdings hier kann der Spruch gelten, daß nicht alles Gold ist was glänzt, und für Muster von Solidität und Dauerhaftigkeit kann man allerdings die „Occasions“ zu 19 und 29 Fr. nicht ausgeben; diese Kleider dürfen nicht allzuoft in Anspruch genommen werden, wenn sie nicht allmählich zu Fesseln werden sollen wie in der Schlichte durchlöcherzte Fahnen. Aber so lange sie dauern, stehen sie den Trägerinnen vortrefflich zu Gesicht, und die, welche sie erblicken, haben die Illusion, Prinzessinnen vor Augen zu haben und nicht ihren Sonntag genießende Näherinnen oder Ladenmädchen, die sie sind. Die meisten dieser „Confections“ sind aus Leinwand, Cretonne oder leichtem Wolleuge, der Fond ist hell, wird aber durch ein ganzes Firmament von Kügelchen oder Punkten aufseittert. Die ganze „Richtung“ dieser Sorte von Kleidungsstücken ist eine naturgemäße, sie hat nichts Erzwungenes und ist frei von jeder englischen Nachaherei, die nicht für Leben paßt und welche in Paris die possirlichsten Ergebnisse haben würde, wenn wirklich, wie man sich in den eingeweihten Kreisen erzählt, die drolligen „osthological“-Moden hierher verpflanzt werden sollten. Das ist bis jetzt indes nur noch ein Gerücht; gegen das Baret mit der Feder, gegen die bauschigen Aermel und namentlich gegen die alles verhüllende, bis an den Hals reichende Corsetage würde es, unbeschadet aller Anglomane, doch eine Schilderhebung geben, wenn auch die große Prebigerin, welche sich die Conversion der sündhaften Pariserinnen zum Vorjuch genommen hat und in einem Pariser Local auftrat, die Marjhallin Booth von der Heilskarmee, die Propaganda übernehmen sollte.

In den großen Confections-geschäften, von welchen ich eben gesprochen habe, wird die Ruhe des Sommers, die morte saison, benutzt, um eheliche Bande zu schmieden. Großhandel und Bühne rücken einander näher; da gab es auf einer Operettenbühne, ich erinnere mich nicht genau welcher, eine nicht unangenehm zwitschernde Local-wachtel. Sie war gerade nicht am häufigsten beschäftigt und ihre Couplets waren nicht die effectvollsten, aber ihre kleine Person war grazios und sie hatte die erforderlichen Reize, um ihren Zuschauer zu fesseln, und dieser ist Eigenthümer eines Jener „großen Bazars,“ der sich in einem volkstümlicheren Quartier befindet, als Louvre und Bon Marché, dem aber dieser Umstand gar nicht zu Schanden gereicht. So wird denn die Localfängerin als Comptoir-königin thronen, eine Nachfolgerin in der Branche jener Eigenthümerin des „Printemps,“ welche unter dem „Fräulein“-Namen Mlle. Figeac bleibende Spuren ihrer eccentricen Persönlichkeit in den Theater- und galanten Annalen der fünfziger Jahre hinterlassen hat. Die arme Figeac-Zaluzot, sie starb vor drei Monaten nach großen Leiden, und der niedergebeugte Gatte bereitete ihr eine Leidenfeier allererster Klasse, wie einer verstorbenen Monarchin. Alle Zeitungen erzählten davon, wie sie von der wunderbaren Heirathceremonie berichten werden, wenn der Potentat des Printemps zu einer neuen Ehe schreitet. P. d'A.

Die Mode.

Der gesammten Damenwelt und vorzugsweise dem praktisch und sparjam gesinnten Theil derselben bringt der jedesmalige Jahresabschnitt einige Spannung und Sorgen, denn die unabänderliche Aufgabe der Mode stellt sie den Forderungen des Herbstes und des Winters gegenüber. Freilich, die Sorgen sind gerechtfertigt! Die Mode hat uns daran gewöhnt, immer neue Formen, neue Dessins, neue Farben voranzuführen und ihren Hauptreiz suchte sie hauptsächlich in der Gestaltung extravaganter, mindestens ungewöhnlicher Dinge. Daher mag denn die Thatsache bis jetzt noch wenig glaubwürdig scheinen, daß ihre Anordnungen und Neigungen für die bevorstehende Jahreszeit durchaus solider, häufig sogar schlichter Richtung sein werden. Und doch spricht sich diese Tenzenz in den Geweben wie in den Farben aus. Um zunächst der ersteren und ihrer Musterungen zu gedenken, will ich mit der Mittheilung alle die sorgenbeschwerten Herzen entlasten, die, verführt durch die vorjährigen schönen, matt-geordneten Garreaudessins sich des Besitzes eines solchen Stoffes oder

Kleine Präludien.

I.

Andante. *Con espressione.*

ritard. ten. ten. a tempo.

riten. dim. con sentimento pp.

eines Costüms erfreuen, daß dieses Genre keineswegs von der Kleiderordnung gestrichen ist. Ob es freilich sich auf dem Höhepunkt früherer Kunst behaupten wird, ist schon aus dem obligatorischen Princip der Mode, dem Wechsel, fraglich und hängt auch zum großen Theil von dem Geschmack des Publicums ab, der bekanntlich das beste Kriterium für die eine oder die andere Modrichtung ist.

Der schönste der diesjährigen carrirten Stoffe nennt sich Plaid „Lusignan“, ein weiches, geföpertes, tuchähnliches Gewebe, dessen Dessin in sehr milden, gedämpften Farben auftritt und sich als ziemlich große, von schmalen Streifen unterbrochene Carreaux markirt. Bemerkenswerth ist überhaupt, daß sämmtliche Carreaudeffins, welcher Art und welchen Gewebes sie seien, nicht specifisch als solche vertreten sind, sondern daß der Uebergang zum Streifendessin dabei mehr oder minder wahrnehmbar ist. Dieser Art wirkt ein Plaidstoff „Tamise“, sehr entschieden und existirt, wie auch Plaid „Lusignan“, in den verschiedensten Farbencombinationen, nicht minder in einfarbigem Gewebe. Charakteristisch ist dabei, daß fast in allen diesen Stoffen die Nuancen: Olive, Braunroth, Blau und Lehmfarben die Motive für die Wirkung des Dessins abgeben.

Als wirkliche nouveautés gelten die gestreiften Stoffe. Ob aber diese oder die neben ihnen fungirenden wollenen Changeantstoffe, wie: Serge, Limousine, Ottoman eine größere Rolle spielen werden, wagen wir nicht zu behaupten, denn der industrielle Markt ist thatsächlich so reich bepflanzt, daß jedem Geschmack, jedem Budget Rechnung getragen und mit angenehmer Siderheit behauptet werden kann: alles ist möglich, sofern die typische Form und die zeitweiligen Farben gebührende Anerkennung erfahren. Und so empfehlen wir ferner zu einem Serge um den mit Seidenfäden in ramaigrirtem Dessin durchschossenen Besatzstoff Broché Somali; dann Albanie riche, panama-artiges, aus diesen Wollensäden bestehendes Gewebe mit Seidenfäden durchschossen; auch alle die wollenen, diegerippten Ottoman mit Garniturstoff à fleurs sémées für Liebhaber, oder Ottoman mit türkischen Vorbildern; Brocatelle riche, Chevron Ascot, uni und würfelförmlich carrirt; englische fein gekörnte Gewebe, wie Plaid foulé und Plaid Cohinor; die fein gerippten Ottomans mit ramaigrirten damasirtigen Dessins, und schließlich die alten erprobten und bewährten Kreuze, den Kasimir, den foulé und die Tuchstoffe. Letztere rangiren allerdings mehr zu den winterlich warmen Requisitionen und behalten wir es uns vor, hiervon später zu reden. Es sei nun zweitens der ganzen Scala der Farbentöne gedacht, unter denen dieses Mal das Grau dominiert. Einen eigentlichen Grund für die Bevorzugung des Prototyps der Neutralität anzugeben fällt schwer; vielleicht war es wieder ein Mißerfolg dieser oder jener Mischungen, die das Resultat lieferte und nun, ich muß es gestehen, für das Auge von unangenehmem Wechsel ist nach der Chromatopie des fraise, terracotta und des niemals primär sein sollenden Blau. So ganz treu bleibt sich aber auch schon jetzt die Mode darin nicht; selbst für die Vielgestaltigkeit des Grau macht sie bereits hier und da kleine Versuche mit Grün, Blau, Roth und dergleichen, und hat neben dem realen aus Weiß und Schwarz gemengten indifferenten Grau ihre Farbentöne durch einige Nuancen in Graugrün (Contil und Roseau), in bläulichem Grau (Phoque, Sheffield, Toledo) bereichert, welche alle zu Verwandten des Stein-, Silber-, Schiefer-, Mäuse- und Ächgrau zählen. Einen großen Vorzug hat diese Neuerung: dem Grau einen sich fast alle übrigen Farben; und die Mode protegirt diese Farbenverbindungen ganz besonders. Im Uebrigen aber bleiben die soliden, gedämpften Nuancen der ganzen Serie des Grün: myrthe, laurier, gros vert, vert russe, vieux vert, moussé clair vom Wandel der Zeit unangetastet, ebenso wie die wolthuenden Töne der braunen und blauen Schattirung (erstere als Chataigne brun, Tuya und Volnay, letztere als Amiral, Scabiense, Rouen und Blouse), die in bald mehr oder weniger leichten Tinten uns zur Verfügung stehen. Alle rötlichen Farben, wie fraise, terracotta, brigue, chaudron sind momentan von der Palette gelöscht; möglich, daß zur Zeit abendlichen Festglanzes sie auferstehen und ihre Leuchtkraft in werthvolleren, schimmernden Stoffen zur Geltung bringen, die dem Grau bekanntlich abgeht. (Bezugsquelle: S. Lissauer, Berlin, Jägerstr. 24.)

Der Type der modernen Wintertoilette — wir reden hier nur von Kleibern — wird immer noch das Genre bouffant sein, denn das Versprechen der Mode, die Umkehr zur strengeren Einfachheit kann sich nur nach und nach erfüllen. Unsere modische Kleidung besteht folglich in mäßig weitem Rock (nicht über 217 Cent.), fußfrei für die Straße und das Haus, garnirt mit hohem Plüsch oder Vollsamt-Volant, wenn die Tunika draperieähnlich oder als Bauisch und Puff vorn und an den Seiten arrangirt werden soll; knappe Garnitur des Rockes, bestehend aus schmalen Volants, aus Sammetblenden, Stickerstreifen, Vorbildern, Vorten oder Lige empfiehlt sich für lange faltige und hinten hübsch gefasste Tunikas; reichere Garnitur des vorderen Rocktheils und der Seiten für Costüme, mit Ueberkleibern, die ungemein beliebt zu werden scheinen. Für schlante und graziose Figuren ist dabei die Art, den Stoff an Rücken- und Vordertheilen des Ueberkleides im Taillenabschluß in Falten zu ziehen, sehr kleidsam. Die hinten meist recht kurzen aber sehr gebauchten Tunikatheile, wie überhaupt der ganze Schnitt der modernen Toilette erfordert das Tragen einer Journüre. Vielsach werden die Kleiderböcke, wie schon bekannt und früher erwähnt, innen mit Stahlreifen und am oberen Abschluß der hinteren Rockbahn mit einem kleinen Polster versehen, um die Bewegung der Taille zu markiren. Selbständige Journüren sind indessen vorzuziehen. Ihre Form ist die einer halbrunden Krinoline, ihre Länge häufig die des Kleiderrocks. Bezüglich der Taillen bleibt dieselbe Vorjahrst: elegantere Toiletten haben knappe Taillen mit kurzem, runden Schoß oder vorn mit Schnebbe; bisweilen ist ihnen als Ausdruck besonderer Eleganz ein zweiter Schoß aus Sammet untergelegt, oder ihren unteren Abschluß zieren breite schöne Franzen, Spitzen oder Plüsch. Der etwas kraus eingesezte, eng anschließende Kermel, der sehr hohe, den Hals eng einschließende Kragen sind charakteristische Merkmale. Die Ausstattung der Taillen theilt sich in gebauchte, blusenähnliche und in kragenförmige Arrangements, welche letztere häufig einem gekreuzten Fichu gleich an der linken Seite am unteren Rande der Taille mit Schleißen und Enden aus schmalem Bande abschließen. Selbst Ueberkleider mit schrägem Schluß werden derartig hergestellt. Auch schüchterne Versuche für herzförmige Garnituren treten bereits auf, doch sind für solche Arrangements die Vorbedingungen noch nicht genügend erledigt.

Für die Kermelform ist als neu zu erwähnen, daß man an Kleibern von Tuch oder anderem schweren Stoff den Schluß des Kermels an der Innennacht mittelst einer untergelegten Knospatte macht und den Kermel wie auch den unteren Rand der Taille bisweilen mit zwei Steppstichreihen von Seide verzieht. Die Knöpfe werden klein und meist flach oder concav, aus Stahl, Perlmutter, oxydirtem Metall oder auch von irisirtem durchbrochenen Metall gewählt. Die Manie der Früchte hat sich jetzt auf dieselben übertragen, ob sie Frucht tragen wird, müssen wir abwarten.

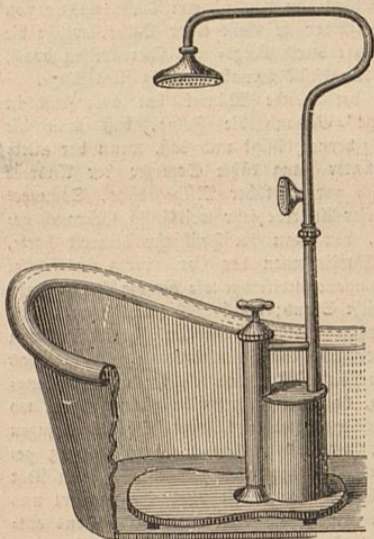
Man schreibt uns aus Paris: Der Sommer geht zur Reize und die beliebtesten Farben wetteifern bereits mit denen des heimathlichen Laubwaldes. Gab es im Frühjahr viel schattliche Muster, im Sommer Gröme mit granatfarbenem Besatz und Spitzenüberflut, so bringt uns der Herbst Wollensstoffe mit Früchten und Thierköpfen, mit Sammet oder Chenille broschirt. Die Seide bleibt natürlich immer modern, man trägt sie sogar mehr, als in den letzten Jahren, und zwar hauptsächlich in faille noire unie, welche über den Satin einen Sieg errungen hat. Die erwählten hochmodernen, broschirten Wollensstoffe existiren in den verschiedensten Farbencombinationen, unter denen das Moosgrün mit leuchtendem Ton hervorzuheben ist. Es bildet die Grundfarbe; die Draperie oder Garnitur ist in hellgelben, dunkelgrünen und ähnlichen Nuancen broschirt. Beliebt sind ferner das Mäusegrau und die Granatfarbe (grenat). Das Roth der Taille sehr dunkel, der Rock heller, Johannisbeerfarben u. Die Façon ist überaus einfach und grazios. Am Saum der Robe ein einziger schmaler Volant, oder aber drei solche fröncirt. Eine breite, faltige Draperie, welche von der Mitte des Rockes hinabfällt und eine Hand breit oberhalb des Volants endet. Ueber dieser Draperie eine andere, in beliebiger tablier-Form, welche ein fast kokettes Aussehen hat. Die Taille, nur etwa bis an die Hüften reichend, endet im Rücken unten in drei dichten, dicken Falten, vorn hat sie die sogenannte Zuaufsenform mit hohem Kragen. Drei Knöpfe halten den Zouave unter dem Kinn zusammen; dann öffnet er sich nach unten und seine Ränder laufen in Vogenlinien bis zu den Hüften, die Hälfte der Brust freilassend, welche durch ein anschließendes Gilet (Beste) oder ein Jabot bedeckt ist. Das Gilet, aus piqué, toile oder Velours bestehend, ist, so wenig wie derartige Herrenwesten, denen es sogar die Taschen und die Schnalle im Rücken entlehnt, von der Farbe des übrigen Costüms abhängig. Viel- or ist für dasselbe eine sehr kleidsame Farbe; daneben Weiß oder farbige Nuancen. Das Gilet reicht bis eine Hand breit unter die Taille. Was das Jabot betrifft, so erinnert es an die Herrencostüme der Modifère'schen Zeit, nur daß es nicht aus Spitzen besteht, sondern aus farbigem Satin oder surah. Es quillt unmittelpbar unter den drei Knöpfen des Zouave dicht hervor und fällt senkrecht und glatt herab, ohne die Taille zu berücksichtigen. Eine durchaus originelle Tracht.

Von den Damenmänteln ist die Visite antiquirt. Man wird im Winter sehr lange oder sehr kurze Mäntel tragen, jene hinten offen und gepalt, damit der Puff der Robe herausströmen kann, diese ganz rund. Dide, broschirte Stoffe; Wolle oder Seide.

Marguerite Verfynde.

Wirthschaftsplaundereien.

Neuer Zimmer-Brauseapparat mit Windkessel. Unsere Abbildung zeigt einen kleinen billigen Brauseapparat von einfacher Construction, durch welchen die mannigfachen Hindernisse, welche der Herrichtung eines Duschbades im Zimmer bisher entgegengetreten, beseitigt sind. Bei einem Gewicht von 10 Kilo kann der kleine Apparat mit Leichtigkeit transportirt und nach der Benutzung beliebig außerhalb des Zimmers placirt werden; er findet zur Herrichtung des Straußengabes in jeder Wanne Platz. Sobald diese am Boden mit dem erforderlichen Wasser versehen ist, wird die leistungsfähige kleine Pumpe in Bewegung gesetzt, wodurch mit Hilfe des Windkessels ein ununterbrochener Staubschlag erzeugt wird. Das herabfallende Wasser wird immer von Neuem durch die Pumpe angesaugt und emporgetrieben, so daß schon eine sehr mäßige Wasserfüllung in der Wanne für den Betrieb genügt. Die an der Seitenbrause befindliche, an einer Kette befestigte Kapelle steuert man an Stelle des durchsichtigen Mundstücks auf, sobald die Seitenbrause nicht mit functioniren soll. Abweichend von der Stütze ist die Hebelvorrichtung, mit welcher die kleine Pumpe nachträglich versehen worden ist; das Arbeiten mit der letzteren ist hierdurch wesentlich leichter und dementsprechend die Handhabung des ganzen Apparates noch bequemer geworden. Der unten freibleibende Holzbojen neben der Pumpe dient als Trittbrett für den Badenden, der sich also unmittelbar unter der Brause befindet; der Strahl der letzteren ist ein kräftiger und der Abstand von da bis zum Fuße des Apparates beträgt etwa 2 Meter. Dieser bewährte und durchaus empfehlenswerthe Zimmer-Brauseapparat ist in Antheilung für Badegeräthschäften des Magazins für hauswirthschaftliche Einrichtung von E. Gohm in Berlin (S.W., Leipzigerstr. 88) vorräthig und kostet daselbst, einschließlich der Verpackung, 34 Mark.

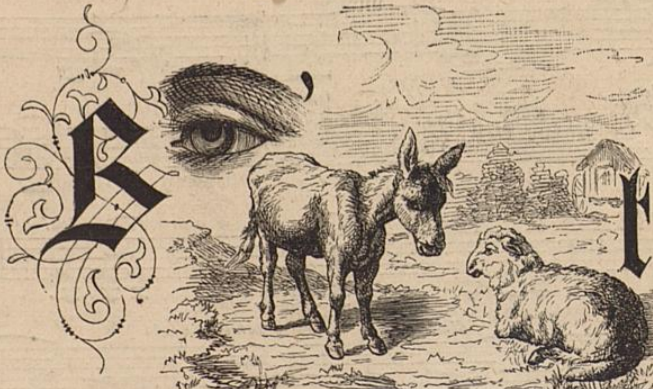


Wir bringen fortan, um unseren Abonnenten längere Zeit zum Lösen der Aufgaben zu gewähren, die Auflösungen an dieser Stelle 4 Wochen nach Erscheinen der Aufgaben.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 21.

Bei einer festlichen Gelegenheit waren 100 Personen, theils Damen, theils Herren, anwesend. Behufs Aufführung lebender Bilder sollten die Damen in 11 aus je gleichviel Damen bestehenden, die Herren aber in 7 aus je gleichviel Herren bestehenden Gruppen vertheilt werden. Das Arrangement gelang. Wie viel Damen und wie viel Herren waren anwesend, und aus wie viel Personen bestand jede Herren- und jede Damengruppe?

Rebus.



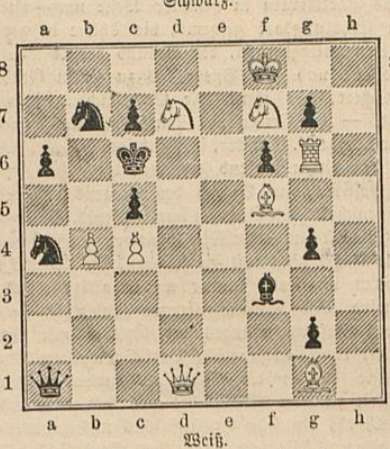
Räthsel.

Dringt meine erste in dein Herz,
So richte deine Blicke himmelwärts!
Dann stähle durch die zweite deine Kraft,
Denn sie, nächst Gott, ist's, die dir Rettung schafft.
Mit ihrer Hilfe wird es dir gelingen,
Die Nacht der ersten zu bezwingen,
Dann wird dich oft in stillen Stunden,
Wenn meine erste längst entschwunden,
Und deine Blicke rückwärts schweifen,
Mein Ganzes wunderbar ergreifen!

v. d. Esche.

Schach.

Aufgabe Nr. 112.
Von Aurelio Abela.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der
Schach-Aufgabe
Nr. 110 Seite 256.

Weiß.
1. D a 5 — c 5.
Schwarz.
1. D c 4 n. c 5, n. b 3 f, d 3 oder D anders.
2. e 2 — c 4, c 2 n. b 3, c 2 n. d 3 oder D. S. L. matt.

Schach und Epistel-
Correspondenz.

Herrn J. Schünemann. In Nr. 105 nach 1 D d 8 — c 7 hindert z. B. L f 4 — g 3 das sofortige Matt — Fr. Josephine Faustschnepp. Wenn Weiß in Nr. 106 spielt 1 S e 2 — b 4 f, K d 3 — o 3; 2 S d 4 — c 2 f, folgt e 3 — f 4. — Herrn D. W. in Breslau. Für Nr. 108 führt 1 D e 3 n. f 3 f nicht zum Ziel. Nach S g 5 n. f 3; 2 T d 8 — f 8 f folgt K f 5 n. e 6. — Fr. Emilie Heusinger. Auch 1 T d 8 — f 8 f scheidet an K f 5 n. e 6. — J. Paulsen in Tellingstedt. Ebenso wäre 1 T d 8 — e 8 erfolglos wegen D e 4 n. d 5 f. Nr. 107 richtig gelöst. — Schachtränzen in Wolfenbüttel. Für Nr. 108 wird 1 T o 1 — g 1 durch den Zug D e 4 — f 4 verlegt. — E. Krämer. In Ihrer Lösung derselben Aufgabe schreiben Sie in allen Varianten 1 L d 4 — e 3. Dieser Zug ist unmöglich. — Richtige Lösungen erhalten von Herrn S. Zanovicz, J. Paulsen und vom Schachtränzen in Wolfenbüttel (Nr. 107); Frau Giamini und Hugo Lammert (Nr. 107 und 108); Frau Auguste Eichmann (Nr. 108); D. Kelling, Fr. Kautner (Nr. 108 und 109); Fr. Rosa Babi und E. Gerigold (Nr. 109). — Herrn C. Wischhoff und Carl Senner. Der algebraische Inhalt der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 20 ist die Quadraturverwandlung der Formel 2n² - 2. Diese Zahl wird Quadrat, wenn n = $\frac{2p^2 + q^2}{2}$. Der erste Fall für ganze Zahlen ist n = 3, der zweite n = 17, welcher unsere Aufgabe löst, wie Sie richtig angegeben haben. Der dritte Fall n = 99 würde für Nr. 20 nicht passen. Den sonstigen Inhalt mit Vergnügen gelesen. — Richtige Lösungen der übrigen Räthsel, Rebus und Aufgaben erhalten von Fr. Marie Trübel, Anna Vötiger, Klottilde Brill, Bertha Schöber, Herrn C. Viehe, A. Scholz, D. R. in Baltimore, Hans Walden, H. W. in Breslau. — Herrn G. Röhr, B. Goldis, J. Matoušek. Die eingelebten Aufgaben erhalten.

Auflösung der Quadrat-Aufgabe
Seite 256.

N	e	p	t	u	n
U	n	d	i	n	e
H	a	n	n	a	s
L	a	n	n	e	r
A	n	c	o	n	a
N	a	t	h	a	n

Auflösung des Logogriffs
Seite 256.

Mtai, Mtar, Mitan, Alter.

Auflösung des Räthsel-Distichos
Seite 256.

Händel.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Wir bitten, das Abonnement baldigst erneuern zu wollen, damit jede Unterbrechung im Empfang des „Bazar“ vermieden werde. Die Postabonnenten in Deutschland machen wir ganz besonders darauf aufmerksam, daß die Post auf Bestellungen, welche nach Quartals-Anfang aufgegeben werden, die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrückliches Verlangen und nur gegen Entrichtung des sogenannten Strafprocentens (10 Pfennige) nachliefert. Es empfiehlt sich mithin, das Abonnement stets vor Ablauf des Quartals (also noch im Monat September) zu erneuern. Die Administration.

Zur Herbst-Saison.

Inhabern von Putzgeschäften und Putz-Modistinnen sei als das beste Fachjournal für ihre Zwecke empfohlen

ILLUSTRIRTE COIFFÜRE

(NEBEN-AUSGABE DER DAMENZEITUNG „BAZAR“)

MODEJOURNAL FÜR DAMENPUTZ

PREIS VIERTELJÄHRLICH 3 M.

Inhalt:

Colorirte Hutbilder (à 6-7 Modelle). Colorirte Hutköpfe (¼ Lebensgröße).

Colorirte Costümbilder à 2-3 Figuren. Tableau's mit Hauben, Lingerie etc.

Abonnements für 1883 October-Quartal werden schon jetzt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen.

Probe-Nummern versendet direct gratis und franco die Verlagshandlung, Berlin SW., 4. Enkeplatz.